Laura Marholm

Zwei Frauenerlebnisse

Novellen

Zweite Auflage

A L

Paris, Leipzig, München
(München, Kaulbachstr. 51 a.)
Verlag von Albert Langen
1896

Zwei Frauenerlebnisse

Laura Marholm

Zwei Frauenerlebnisse

Novellen

Zweite Auflage

A L

Paris, Leipzig, München
(München, Kaulbachstr. 51 a)
Verlag von Albert Langen
1896.

Inhalt.

Was war es?

I.

„So! nun ist die Droschke bezahlt und fährt weg! Und nun nur noch die beiden alten Treppen hinauf! Und dann ist man wieder zu Hause!“

Fräulein Lonny stieg langsam Stufe für Stufe empor. Das alte braungebeizte Holzgeländer ... und der Treppenflur in schwarz und weiß als Mosaiknachahmung bemalt ... und der Geruch von feuchtem, altem Mauerwerk ... das that so wohl, das alles ... das mutete so heimatlich an nach der öden einsamen Reise...

Sie war oben und zog die Klingel. Jetzt kommt erst Fräulein Mimi und schließt auf. Und dann kommt „Mama“ und lächelt mit ihren langen Zähnen und imponiert einem wie immer mit ihrer mächtigen Fürstennase und küßt einen auf die Wange und man versinkt in den sanften Wogen ihres gewaltigen Busens. Und dann geht man durch den blauen Salon mit den roten Sammetmöbeln, wo Papa beschaulich eine Cigarre raucht und einen Kuß zum Willkommen verlangt, in das Eckzimmer mit den drei Aussichtsfenstern und versichert

Mama, daß man nichts nötig hat und macht die Thür hinter ihr zu . . . und ist „chez soi“ für diesen Winter . . .

Ein Schlüssel rasselte im Schloß, eine Sicherheitskette klirrte, und Fräulein Mimi's weißes dickes Gesicht lugte heraus.

Fräulein Lonny hörte in ihren inneren Vorstellungen schon den lauten Ausruf: Ah, Fräulein Lauter ist da! durch das Haus schallen.

Aber es kam kein Ausruf. Fräulein Mimi's weißes dickes Gesicht fuhr fort, die Thürspalte zu füllen, während es sich ganz mit einem verlegenen Lächeln überzog. „Ach, sind Sie es, Fräulein Lauter?“ sagte sie dabei mit einem freundlich gleichgültigen Tonfall. „Wir dachten gar nicht, daß Sie noch kommen würden. Ihr Zimmer ist schon vermietet ... nämlich für ganz ... Sie wohnten ja immer nur einige Monate; und das war doch so unsicher . . . Aber kommen Sie doch herein. Mama wird sich freuen . . .“

Fräulein Lonny schluckte etwas hinunter, das ihr in die Kehle und von da in die Augen steigen wollte.

„Ja, dann muß ich mich weiter umsehen,“ sagte sie.

Fräulein Mimi's Lächeln wurde sicherer und wohlwollender.

„Gehen Sie doch in die Dorotheenstraße Nr. 3, drei Treppen. Da sind noch Zimmer frei, ein sehr gutes Pensionat. Und Sie werden sich da auch besser amüsieren als bei uns. Papa sagte noch gestern: Sie sind viel zu gescheit für ein Privathaus. Sie müssen

unter die Leute. Und da wohnen so viele gelehrte Herren. Ja, ich komme schon bald nachsehen, wie es Ihnen dort geht . . ."

„Ja, ja, danke!" Fräulein Lonny nickte resigniert. „Ich muß heute noch unter Dach zu kommen suchen. Ja, also adieu!"

„Adieu, Fräulein Lauter, ich komme bald, Sie besuchen!"

Die Thür schlug ins Schloß. Fräulein Lonny ging rasch die Stufen hinunter, doppelt so rasch, wie sie hinaufgestiegen war. Auf der Straße sah sie sich um. Wohin ging sie denn nun, nach rechts oder nach links? Ihr war so wirr, es drehte sich ihr alles im Kopf. Sie fühlte sich auf einmal so müde . . . sie hätte sich an ihrem Bett niederwerfen mögen, den Kopf in die Kissen graben und weinen. Aber sie hatte ja kein Bett . . . sie stand ja erst auf der Straße in der großen Stadt, den Eisenbahnruß noch auf Gesicht und Kleidern, sie konnte doch hier nicht stehen bleiben . . .

Sie ging mechanisch, sehr rasch die Straße hinunter. Die oben konnten ihr am Ende aus dem Fenster nachsehen. Und die sollten nichts merken. Diese Menschen, gegen die sie zwei Winter lang gewesen war wie eine Tochter, und die sie jetzt an die Luft gesetzt hatten für ein paar hundert Mark mehr Jahreseinnahme . . . Diese Menschen, an die sie sich mit einem Stück von ihrem Herzen gehängt hatte in ihrem Fremdsein in der Fremde . . .

Die Herbstsonne lag heiß und gelb auf den grauen

Häusermauern und der graue Asphalt, auf dem sie hinschritt, strahlte Wärme aus. Dies Grau und Gelb, das eine fahl und grell wie das andere, peinigten sie und die dumpfe Stadtwärme voller Ausdünstungen machte sie matt. Wozu ging sie hier herum? Wozu war sie da? Es kam ihr so zwecklos vor, beides.

Ein frischerer Luftzug wehte sie an, ihr Gang wurde wieder leichter und ihre Gedanken munterer. Nach einer Weile merkte sie, daß sie am Schiffbauerdamm hinging und daß das bißchen Frische vom Wasser kam. Aber das Leben auf den Brücken und Fußsteigen, vor der Markthalle und dem Centralbahnhof ließ sie wieder fühlen, wie einsam sie war. Alle Menschen sahen so sicher und selbstbewußt aus, überall kamen Paare ihr entgegen, junge Mädchen in neuen Herbstmoden, Frauen mit ihren Männern, Mütter mit ihren Kindern — — nur sie ging da traurig und allein.

Wenn sie in einem Hotel abstiege und dann ihre Bekannten aufsuchte? Sie bog schon ab nach der Schadowstraße, wo die kleinen Familienhotels liegen. Nach einigen Schritten trat sie unschlüssig hin und her und ging dann wieder zurück auf den Schiffbauerdamm.

Wozu sollte denn das nützen? Wollte sie noch mehrere Male so empfangen werden, wie von Fräulein Mimi? „Bedauere sehr, die Herrschaft ist beim Speisen." Oder: „Mama ist nicht zu Hause." Oder: „Ach, wie thut es mir leid, ich habe gerade die Schneiderin hier." Und dann nach Hause gehen in ihr ödes Hotelzimmer

und da den Abend über allein sitzen? Nein, nur lieber gleich in Ordnung kommen.

Es wurde auf einmal so trübe, Sonnenschein und Wärme waren weg. Ja so, sie war ja jetzt in der Dorotheenstraße, wo sie sich schmäler verläuft. Sie ging an den Häusern hin und suchte die ungleichen Nummern. Da war es.

Einige schmale Stufen zu einer schmalen Hausthür, ein schmaler Flur und eine schmale Treppe. Hinter einer offenen Thür ein dunkler, feuchter Hof. Sie stieg auf einem abgetretenen roten Läufer zum ersten Stock hinauf und auf einem abgetretenen grünen zum zweiten. „Pensionat der Rätin Miesel“ stand auf der Thür.

Hinter der Thür war es lebendig. Sie hörte Männerschritte hin- und hergehen und mehrere Stimmen sprechen. Auf ihr Klingeln wurde sofort aufgeschlossen. Ein junges Mädchen in den Zwanzigern, mit einem regelmäßigen Gesicht, in dem alles etwas zu groß war, stand vor ihr in der Hausschürze und fragte mit den Augen. Fräulein Lonny erklärte ihr Begehr. Die andere überflog sie mit einem sekundenschnellen Blick, sah ihr dann freundlich gerade in die Augen und sagte:

„In diesem Stock ist nichts mehr frei, aber wenn sich Fräulein in den dritten bemühen wollen . . .“

Sie lief voraus die Treppe hinauf, nahm ihren Schlüsselbund aus dem Gürtel und schloß auf. Sie kamen in einen langen halbdunklen Korridor, gingen

an einer offenen Thür vorbei und sahen in dem Zimmer einen großen jungen Mann mit einer langen Pfeife auf- und niederwandeln. Das Fräulein fragte ihn, ob Linäus zu Hause sei. Er antwortete nein und wandelte und dampfte weiter.

Die Thür neben der seinen schloß das Fräulein auf.

„Hier wohnt eigentlich Linäus," sagte sie, „aber er ist jetzt nicht hier, und wir wollen ihn umlogieren."

Das Zimmer war nicht groß und die Möbel waren recht abgenutzt. Aber es war etwas Anheimelndes in der Art, wie dieser Väterhausrat gestellt war. Nirgends eine schreiende Leere, Vorhänge vor den Thüren, ein großer Teppich auf der Diele, ein paar Blattpflanzen an den Fenstern. Nach dem Hof ein Hinterzimmer zum Schlafen.

Und Aussicht bis auf die Spree mit ihren Brücken und dem blinkenden Wasser.

Sie wurden gleich einig, provisorisch, denn die Mama war nicht zu Hause.

„In einer Stunde essen wir," sagte das Fräulein und verschwand.

Lonny hatte ihre Sachen von der Bahn holen lassen und richtete sich ein. Etwas wie eine Erwartung von Behagen kam dabei über sie. Sie ging herum und stäubte ab und räumte aus dem Koffer in die Kommode und dabei kamen ihr abergläubische Regungen. Sie fragte das Schicksal. Sie fragte immer das Schicksal, in allen möglichen Dingen, und half manchmal auch dem Orakel nach.

„Wenn der erste, dem ich hier begegne, ein Mann ist, so werde ich was erleben, während ich hier wohne. Ist es aber eine Frau, dann nichts."

Gleich darauf klopfte es an ihre Thür.

Sie richtete sich von ihrer Kommode auf, da kam aber auch schon ein junger blonder Mann hereingefahren, rannte, ohne was zu sehen, eine Strecke in die Stube hinein, wurde sie dann gewahr und stotterte etwas von Linäus.

Fräulein Lonny stand von ihren Knien auf, auf denen sie vor der Kommode gelegen. „Er ist nicht hier," sagte sie, „ich wohne hier." Aber ihre Gedanken waren nicht bei dem, was sie sagte. Die Sonne fiel gerade auf den blonden Kopf, daß die krausen Haare und der gelbe Vollbart leuchteten. Lonny gefielen unter Männern nur die blonden. Sie hielt diesen Einbruch für ein sehr gutes Omen.

Der junge Mann entschuldigte sich und war gleich wieder verschwunden. Lonny kramte weiter. Nach ein paar Minuten kam es ihr schon ganz unwahrscheinlich vor, daß überhaupt jemand hereingekommen. Es war vorübergeflogen wie eine Vision oder eine Einbildung.

Ehe sie sich noch ganz eingerichtet hatte, kam das Dienstmädchen und rief sie zu Tisch. Sie wusch sich Gesicht und Hände, ruschelte ihr Haar auf, bürstete ihr Kleid und ging. Es wurde im zweiten Stock gespeist. Als sie ins Speisezimmer kam, war der lange Tisch schon besetzt und die Suppe wurde herumgereicht. Frau Rätin Miesel saß, dick und fettglänzend im Gesichte, mit

Küchengeruch in den Kleidern, am oberen Ende des Tisches, sah sie mit ein paar vorstehenden wasserblauen Fischaugen wohlwollend mütterlich an und wies ihr den einzigen leeren Stuhl als Platz an. Lonny war hungrig, fand das Essen nicht schlecht und war verspätet. Sie hatte nicht viel Zeit, sich umzusehen. Erst beim dritten Gang musterte sie die Gesellschaft. Einige magere Damen verschiedenen Alters und zehn bis zwölf junge Männer zwischen zwanzig und dreißig, die sich um die Damen nicht kümmerten und sich auch untereinander in Gruppen teilten. Es schien alles eine ziemlich neuangekommene Gesellschaft zu sein.

Nach Tisch ging Frau Rätin Miesel voran in den kleinen Salon neben der Speisestube, und setzte sich aufs Sofa. Die Damen zogen alle hinter ihr her und Frau Rätin machte Versuche, Lonny auszufragen. Von den jungen Leuten jagten und balgten sich ein paar im Speisezimmer, die anderen standen an den Fenstern, da nicht genügend Stühle zum Sitzen waren. Einer erzählte halblaut Anekdoten, bei denen die Zuhörer von Zeit zu Zeit ausplatzten. In der anderen Ecke des Zimmers trommelt ein Einsiedler auf dem Klavier.

Das „Fräulein Tochter“ kam mit einem großen Präsentierbrett voll kleiner Kaffeetassen. Es entstand ein Gewimmel um den Tisch, während jeder sich versorgte. Zehn Minuten später fing die Stube an sich zu leeren. Nur die Damen blieben noch sitzen und betrachteten fragend Fräulein Lonny.

Sie ging auch. Als sie in ihre Stube kam, hörte

sie nebenan ein paar junge Leute mit Stöcken Fechtübungen halten. Dieser Lärm nahm ihr das Gefühl der Einsamkeit, das sie sonst überfallen hätte. Sie setzte sich in den Schaukelstuhl am Fenster und wiegte sich leise auf und nieder. Es war still in ihr, etwas schläfrig. Eine trockene, feine, rötlich-blaue Dämmerung stand draußen vor den Fenstern; drunten rollte und polterte es auf dem Fahrdamm von leichten und schweren Wagen; dann und wann ein dumpfes, schweres Dröhnen — ein Zug, der über die Brücke in den Friedrichsbahnhof fuhr. Sie empfand wie im Halbschlaf ein Gewimmel von Leben um sich herum, so intensiv, so emsig, so nah, daß sie sich mitten drin fühlte, ein Teil davon, ein unentbehrliches Rad davon, einer von den Millionen Pulsen der Großstadt. Sie wurde ganz davon in Anspruch genommen, ergriffen, aufgeregt, aber nicht peinlich, sondern angenehm, und während sie mit ihren Sinnen darin aufging, schwand das Bewußtsein mehr und mehr, der Schaukelstuhl ging ungleichmäßiger auf und nieder, stand still, wiegte schwach hin und her, stand wieder still und sie schlief ein.

Als sie aufwachte, war es dunkel in der Stube. Sie wußte nicht, wo sie war. Tappte nach dem Licht und fand keins. Nicht ein Laut zu hören, alles still, wie ausgestorben. Wie sie sich bewegte, fühlte sie, daß sie fror und daß der Kopf ihr wehthat. Ein Gefühl von Unwohlsein und Verstimmung lag in ihr, stieg auf und ließ sich nicht mehr niederzwingen. Auf der Treppe lief jemand, rief hinauf: Kommst du mit? und mehrere Paar

Füße polterten hinunter. Sie stand auf, drückte die Hände vor die Stirn und hätte schreien mögen: oh, so einsam, so einsam, was war das für ein Leben! Sie legte den Kopf an das Fensterkreuz. Drunten flimmerten die Laternen trüb und dunstig. Schwarze Gestalten huschten durch den Lichtschein und verschwanden. Es sah alles so unwirklich aus. So unwirklich wie sie sich selbst vorkam. War denn das wirklich ein Leben, war das das Leben?

Draußen fingen Regentropfen an ans Fenster zu schlagen. Erst vereinzelt, dann häufiger, dann klatscht und rieselt es einförmig, ununterbrochen nieder.

Herbst!

Was wird nun kommen?

Morgen und übermorgen wird sie in den Kaiserbazar und zu Herzog gehen und ihre Toilette vervollständigen. Dann wird sie ihre Visiten machen bei Professor Weißbergs und Kochs und dem Redakteur Rotenburg vom „Rückblick“. Der wird sie fragen, ob sie nicht wieder einen von ihren kleinen beliebten Beiträgen für ihn hat und bei Professors wird sie zur nächsten Soiree eingeladen werden, wo sie etwas vortragen muß. Dann wird Frau Professor eine Visite bei ihr machen und ihr sagen, daß es jetzt bald ernstlich Zeit für sie sei, zu heiraten, daß sie hier in so einer Pension schon aus dem Grunde nicht wohnen dürfe, damit sie ihrer mütterlichen Freundin das Spiel nicht verderbe, und daß diese wirklich schon einen für sie auf dem Zug habe, einen Docenten, sie wisse, den Dennwitz . . .

Ja, den mit den hängenden Schultern und dem zierlichen Damengang. Den hätte sie ja schon recht lange auf dem Zug.

„Ja, sehen Sie, mein Kind, er klebt noch immer! Trotzdem, daß er ein ganzes Auditorium Damen hat. Und wie sind die jungen Mädchen in ihn verschossen. Er tanzt wie eine Fliege und seine Vorträge über neueste Litteratur ... ich bitte Sie, hat er nicht Ibsen und Hauptmann in Mode gebracht? Denken Sie, wenn Sie beide sich heirateten. Er findet Sie so geistreich, Sie hätten so etwas ungemein Anregendes ...“

Ja, liebe Frau Professorin, er lebt ja von den Brosamen, die von der Anderen Tische fallen!

Jetzt wird die Professorin beleidigt. Sie prophezeit ihr, mit einer solchen Zunge würde sie unbedingt alte Jungfer werden.

Schon möglich, Fräulein Lonny hält das gar nicht für unwahrscheinlich. Das ist ja jetzt das Schicksal der Mädchen, die nicht „nehmen, was sich bietet“. Nicht weiter daran denken! Lieber setzt man sich hin und schreibt die nötigen Karten, um sich für diese Saison seinen Platz in den Theatern zu sichern, damit man was in seine Zeitungskorrespondenzen zu schreiben hat.

Aber Fräulein Lonny setzte sich nicht hin und schrieb auch nicht nach Freibillets. Sie blieb stehen, wo sie stand, den Kopf ans Fensterkreuz gedrückt, und ihre Thränen tropften wie der Regen.

II.

Lonny war bei Professor Weißbergs und Professor Kochs gewesen und zu den beiden ersten Soireen eingeladen worden. Sie hatte Docent Dennwitz als Kavalier zum Cotillon gehabt, und wenn er dabei nicht wie eine Fliege tanzte, so war das nicht seine Schuld, denn Lonny konnte mit ihm nicht in Takt kommen. Redakteur Rotenburg vom „Rückblick“, der auf seine alten Tage nur noch Damenschriftstellerei protegierte, hatte gleich eine Novelle mit plattdeutschen Dialogeinstreuungen von ihr gebracht, und ihre sämtlichen Freiplätze in den Theatern waren ihr mit breitem Direktorlächeln gesichert worden. Sie wohnte noch in der Pension, zu der Frau Professor Weißberg ihr unbedingt nicht raten konnte, weniger aus Oppositionslust, sondern weil sie bei dem vielen Klingeln, Laufen, Rufen, Sprechen in diesem Bienenstock ihre Einsamkeit weniger fühlte als in einer Familie zwischen den sich langweilenden Töchtern des Hauses. Sie war übrigens wenig zu Hause, ließ sich ausbitten, besuchte die Theater, die Ausstellungen und studierte vormittags die ausländischen Journale im Lesesaal der Königlichen Bibliothek. Sie

hatte sich wieder eingelebt und die Tage gingen. Erst hatte es geregnet, dann war der Spätherbst gekommen mit seiner trockenen Berliner Wärme und jetzt leuchteten die elektrischen Lampen unter den Linden mit dem großen weißen Monde um die Wette auf den weißen Schnee.

In der Pension hatte sie nur eine Bekanntschaft gemacht, das war die von Linäus. Und sie war ihr unangenehm. Aber er ließ sie nicht in Frieden. Er saß ihr bei Tisch gegenüber und richtete immer alle möglichen Fragen an sie, wenn er ihr nicht alle möglichen Dienstleistungen erwies. Er war der Häßlichste in der ganzen Gesellschaft und der Narr für alle. Klein, schiefbeinig und großmäulig. Seitdem sie ihn aus seinem Zimmer verdrängt, schien er mit seinen Gedanken nicht von ihr loskommen zu können. Wo er sich in ihre Nähe drängen konnte, verfolgte er sie mit einer Aufmerksamkeit voller Rancune. Er gehörte zum festen Stamm der Pension, die anderen waren eine fluktuierende Bevölkerung, meist Ausländer, die in Berlin ihre medizinischen Studien vollendeten und Damen, die nach Berlin kamen, um ihr Lehrerinnenexamen zu machen oder Musik zu studieren. Es herrschte ein guter Ton in der Pension, und, wenn es Linäus nicht gelang, seine Spuren einzudrücken, auch ein gutes Einvernehmen. Lonny hatte am Mittagstisch auf der einen Seite eine Letteschülerin, die nie etwas sagte, auf der anderen einen Doktoranden, einen großen blonden, breitstirnigen Schweizer, der sie mit seinen ruhigen Augen

manchmal so tief ansah, daß es in ihr zitterte, wie eine klingende Saite.

Sie kam gewöhnlich zu spät an den Mittagstisch, wenn alle schon dasaßen und der erste Gang herumgereicht war. Pünktlichkeit gehörte nicht zu ihren Tugenden und sie entschloß sich immer schwer, den Ort zu wechseln, war es auch nur, um eine Treppe hinunterzusteigen. Sie grüßte dann immer nur im allgemeinen und unterhielt sich mit ihren Nachbarn.

Eines Tages kam sie wieder, wie gewöhnlich, als die Suppenteller schon abgeräumt wurden. Sie war gut aufgelegt, sie hatte eben ein sogenanntes Deshabillé erhalten und angezogen, wie es die Pariserinnen zu Hause tragen, ein lichtblaues Tuchkleid in Form eines Morgenrockes mit weißen Wollspitzen von oben nach unten und weißen Schleifen am Halsausschnitt. Sie hatte in den letzten Tagen mit dem Schweizer neben ihr die Präliminarien einer Koketterie angefangen.

Obgleich es erst drei Uhr war, war die Hängelampe angezündet und leuchtete auf die Köpfe der Sitzenden.

Sie hatte kaum zu essen begonnen, als sie ein unangenehmes Gefühl empfand. Sie gab nicht acht darauf, aber das Gefühl machte sich bemerkbarer. Sie aß weiter und wechselte weiter die gewöhnlichen Tischredensarten, aber es war ihr dabei so sonderbar, als ob etwas Feuchtes, Kaltes sie berührte. Sie sah umher, bemerkte aber nichts, was es bewirkt haben könnte.

Im Augenblick war es ganz still am Tisch und sie hörte das Fräulein vom Hause sagen:

„Aber, Herr Jössing, Sie essen ja nichts.“

Bei der Nennung des fremden Namens blickten ihre Augen unwillkürlich nach der Stelle, wohin die Anrede sich richtete. Es war gerade ihr gegenüber. Sie sah unter der Lampe ein feuchtes, blankes, schwarzes Haar, das glatt und tief in die Stirn eines jungen Menschen hing, der mit niedergeschlagenen Augen dasaß.

Er erwiderte etwas auf die Anrede, seine Lippen bewegten sich, aber man hörte fast nichts, man konnte nur verstehen, daß er versicherte, satt zu sein. Dabei blieben seine Augen niedergeschlagen.

Lonny sah ihn verwundert an.

Seine breiten Schultern in dem ärmlichen etwas fettig schwarzen Rock schienen zusammengesunken. Eine magere Hand kam unter dem Tisch hervor, und strich sich über das schwarze, feuchte Haar.

Lonny gab nicht mehr acht auf ihn, war aufgelegt, lachte und erzählte. Aber das seltsame Gefühl blieb. Es war ihr, als ob jemand sie im Rücken betrachte, als ob jemand sie inwendig ansehe.

Der Fremde stand auf, ehe die Tafel aufgehoben wurde.

„Müssen Sie schon zum Abendkursus?“ sagte das Fräulein vom Hause besorgt.

Er blickte nicht auf und man hörte wieder nicht, was er erwiderte. Beim Gehen sah man, daß seine Schultern zu schwer waren für den übrigen Körperbau;

etwas hochgezogen waren sie auch. Er bewegte sich wie ein Traumwandler zur Thür hinaus.

Die Übrigen standen auf und gingen in den Salon. Niemand sprach von ihm.

— — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später, als Lonny beim Essen von ihrem Teller aufblickte, sah sie sich gegenüber ein großes Gesicht mit vollen Wangen und einem kleinen, eben sprossenden Schnurrbart über einer schlaff oder schmollend niederhängenden Unterlippe. Es durchfuhr sie etwas bei dem Anblick dieses Gesichts, Erregung oder Widerwille, aber nur ganz schwach. Die Augen in diesem Gesicht waren gesenkt, aber sie hatte das Gefühl, als ob sie eben vorher von ihnen angesehen worden sei, mit einer Frage oder einem Verlangen, oder einem Anruf. Diese Empfindung verstimmte sie, es war aber sicher nur eine Einbildung von ihr; das Gesicht war ja ganz still, unbeweglich, in sich verschlossen, wie ein altes Bild. Sie grübelte darüber nach, wo sie es schon gesehen hatte und erinnerte sich, daß es hier an diesem selben Tische vor einigen Tagen war; kann sein, daß es auch gestern und vorgestern dagewesen, sie hatte es nur nicht bemerkt. Wie war doch der Name dieses komischen Kauzes? Sie hatte so wenig das Gefühl der persönlichen Gegenwart ihres Gegenübers, daß sie über den Tisch dem Hausfräulein zurief: „Ach, Fräulein Kathi, wie hieß doch der junge . . .“ aber wie sie ihre Frage mit ihren Ohren hörte, verbesserte sie sie rasch und gefaßt in ein: „der junge Verfasser

von dem gestern im Lessingtheater durchgefallenen Einakter?"

Da auf einmal ruhten die Augen ihres Gegenübers voll und groß auf ihr, schwarze Augen, weich und glanzlos wie Sammet, mit einem stummen Blick, den sie nicht verstand.

Sie lächelte unwillkürlich spöttisch.

Der Blick war sekundenschnell wieder verschwunden.

„Nun, Jössing, womit beschäftigst du dich denn?" fragte Linäus den Fremden plötzlich sehr laut, mit zugleich gönnerhaftem und stichelndem Ton.

Der andere sah nicht auf und antwortete nicht, als hätte er die Frage nicht gehört, nur ein ganz schwacher Zug von Ekel zuckte um seine Lippen.

Lonny fühlte in diesem Moment die Sympathie des gemeinschaftlichen Abscheues vor Linäus mit ihm.

„Sie müssen nämlich wissen, wenn es Sie interessiert, meine Herrschaften, was ich nicht so unbedingt voraussetzen darf," fuhr Linäus aufgelegt und wichtig fort, „daß mein Landsmann Jössing ein großartiges Medium ist. Neulich, als ein halb Dutzend Studenten auf einer Bude an einander den Versuch machten sich gegenseitig zu hypnotisieren, gelang es mit ihm — aber ich sage Ihnen — glänzend. Er war gleich hin. Er führte die schwierigsten Sachen aus. Z. B. erriet er, was ein junger Mann dachte, der ihm die Hand auf den Wirbel legte. Und das war: über ein Schnupftuch auf der Diele zu springen. Und er sprang, sage ich Ihnen . . ."

Linäus fühlte sich plötzlich unterbrochen, sah auf und grinste mit allen seinen brandigen Zähnen. Der, von dem er erzählte, war aufgestanden, hatte sich kurz verbeugt und ging zur Thür.

„Aber Herr Jössing! . . . das ist doch auch zu frech von Ihnen, Linäus . . . Herr Jössing, Sie kommen doch wieder . . .?“

Frau Rätin Miesel war außer sich. Sie schob ihren Stuhl zurück, daß er krachte und kugelte dem Weggehenden nach. Ihr Rücken war aber noch nicht im Vorzimmer verschwunden, als man draußen eine Thür ins Schloß fallen hörte. Frau Rätin kehrte der Gesellschaft wieder ihre Frontseite zu, puterrot im Gesicht, mit ihren blaßblauen leeren Augen drohend Linäus suchend.

„Sie vertreiben mir die Gäste, Sie . . .! So ein guter stiller Mensch . . .“

„Erlauben Sie, Frau Rätin“ — Linäus grinste unverschämt, „das können Sie noch gar nicht wissen, und übrigens habe ich ihn Ihnen zugeführt . . .“

„Ja, Ersatzmänner stellen — —“ die Rätin schnaufte höhnisch.

Linäus wurde vorübergehend grau im Gesicht. Die älteren Mitglieder in der Pension wußten, daß Ersatzmänner stellen die von ihm beliebte Methode war, um für seine eigene permanente Insolvenz milde Schonung zu finden.

Lonny hatte die Ohren gespitzt. Sie interessierte sich lebhaft für hypnotische Experimente, fiel in der Königlichen Bibliothek über jede neue Nummer der

„Revue hypnotique“ her und hatte mehreren Seancen beigewohnt. Aber Menschen, die sich hypnotisieren ließen, ihr Bewußtsein aufgaben, einen fremden Willen über sich schalten ließen, waren ihr greulich, unheimlich verächtlich. Sie sprach das unverblümt, wie überhaupt ihre gewöhnliche Mitteilungsform war, gegen ihren Tischnachbar aus der Schweiz aus, und sie konstatierten beide ihre vollständige Übereinstimmung in diesem Punkte.

Als Lonny am nächsten Tage — verspätet wie gewöhnlich — zum Mittagessen kam, sah sie sich gegenüber unter der Hängelampe, zu ihrer Verwunderung, den schwarzen Kopf mit dem feuchten, in die Stirn gestrichenen Haar und den gesenkten Augen. Sie hatte, aus ihrem Temperament heraus, es für selbstverständlich gehalten, daß er nicht mehr wiederkommen würde. Sie zuckte die Schultern für sich, setzte sich, aß und unterhielt sich wie gewöhnlich. Aber sie war zerstreut. Sie war nicht ungeteilt. Etwas hing gewissermaßen an ihr fest, zog an ihr, suchte sie abzulenken. Sie verstand dies Gefühl gar nicht, es war ihr zuwider; aber sie wurde es nicht los.

„Linäus wird nicht mehr mit uns speisen,“ erzählte Fräulein Kathi triumphierend, während Frau Rätin mütterlich dem Fremden zuschmunzelte, „er ist jetzt gerade um die Mittagszeit in der Buchhandlung unentbehrlich, er speist allein, eine Stunde früher.“

Rund um den Tisch lief ein freudiges Aufseufzen.

* *
*

III.

Lonny kam aus der Ausstellung. Es war vier Uhr. Der Speisetisch stand unordentlich und verlassen. An dem einen Ende auf einer reinen Serviette, war ihr Couvert gedeckt. Die Anderen waren schon im Nebenzimmer beim Kaffee, der auch schon abgetrunken zu sein schien, denn die Meisten lärmten und stürzten an ihr vorbei ins Vorzimmer und hinaus. Fräulein Kathi kam mit dem Ausruf: „Ah, Fräulein Lauter!" von nebenan und ging gleich hinaus, um ihr die Suppe zu bringen.

Drinnen wurde das Klavier aufgeschlagen. Einige Accorde, weich, leise, nur ein Hingleiten.

Fräulein Kathi kam mit der Suppe und der gebackenen Flunder, setzte sich zu ihr und fing an sie zu unterhalten.

Die Lampe war halb heruntergeschraubt; es war kalt in der Stube.

Nebenan spielte jemand. Ein Stück, das sie nicht kannte. Ein gedämpftes Spiel, wie ein Selbstgespräch, etwas verwischt. Aber nach und nach kam etwas hinein, etwas Beklommenes, Verzagtes, Andrängendes . . .

Lonny war nicht sehr musikalisch und hatte zuerst nicht hingehört. Auf einmal durchfuhr es sie, ein Schauer, der ihr von den Haaren auf dem Wirbel bis in die Fußsohlen glitt. Sie sah sich unwillkürlich um nach etwas, um sich einzuhüllen. Sie war gewiß erhitzt gewesen und hatte sich zu rasch abgekühlt.

Nebenan liefen die Töne immer aufwärts, immer aufwärts, wie in Angst und fielen immer wieder zurück . . .

Lonny schauerte zum zweitenmal zusammen, ein fremdes, schmerzliches, kitzelndes Gefühl glitt durch sie hindurch. Sie stand rasch auf, ihr war so seltsam.

Aber sie ging nicht, sie blieb stehen. Im Zimmer war niemand außer ihr. Fräulein Kathi war in der Küche, um den Kaffee zu machen. Die Läufer waren ganz hinaufgeklettert und suchten sich oben zu halten, ängstlich, mutlos, erlöschend; auf einmal ein kurzer harter Accord in der Mittellage.

Punktum, sagte der Accord. Aus! Aber gleich darauf fingen die Töne wieder an zu klettern, atemloser, verwirrter, hoffnungsloser . . .

Lonny stand und lauschte. Sie zog sie an, diese Musik, sie fühlte es mitzittern in ihrem Körper und in ihrer Seele. Sie wußte nicht, was gespielt wurde, oder wer spielte. Aber sie mußte bleiben und zuhören . . . Und es drängte sie, ihr näher zu kommen.

Sie ging an die Thür, die angelehnt war. Sie hatte Schuhe und Kleid gewechselt, ehe sie zum Essen kam, weil es regnete. Ihre Schritte in den weichen

Mikadopantoffeln waren unhörbar. Sie schob mit der Hand den Thürflügel langsam zurück und stand in der Öffnung.

Im selben Augenblick riß die Musik ab, schrill, als sei der Spieler zusammengezuckt.

Es war dunkel im Zimmer, sie unterschied erst nichts. Nur ihre Gestalt stand vollbeleuchtet in der Thür. Durch die heruntergelassenen weißen Ziehgardinen fiel mit schwachem Schein das Laternenlicht von draußen. Sie strengte sich an, um zu sehen und gewahrte auf dem Sofa, unbeweglich und würdig sitzend, die Hände auf dem gerundeten Magen gefaltet, die Rätin. Sie sagte nichts und rührte sich nicht; stieß die Luft regelmäßig aus und zog sie ein. Sie schlief.

Im eisernen Ofen glühte das Kohlenfeuer und warf lange leuchtende Streifen auf die Diele. Eine angenehme Wärme drang ihr entgegen und zog sie näher. Wie sie durch den Thürrahmen vorwärts kam, fiel der Schein der Hängelampe aus dem Speisezimmer nach vorwärts auf das Klavier und den Spieler. Er saß regungslos, ohne sich nach der Eintretenden umzusehen, die Hände schlaff im Schoß, zusammengesunken wie ein Schlafender.

Der Lichtschein lag auf den schweren Schultern, dem feuchten schwarzen, glatten Haar, den gesenkten Augenlidern.

„Spielten Sie, Herr Jössing?“ entfuhr es Lonny. Sie war überrascht und verlegen und unzufrieden mit

sich und wußte nicht, warum sie das erste, das zweite und das dritte war.

Er sah nicht auf.

Sie blieb unschlüssig stehen.

„Ach bitte, spielen Sie noch!“

Es reute sie gleich, es gesagt zu haben. Der Mensch war ihr ja unangenehm.

Er machte auch keine Miene ihrem Wunsch nachzukommen. Er sah sie auch nicht an. Aber seine Lider waren nicht mehr ganz gesenkt, sie blickten halboffen, unbestimmt wohin, und diese Blicke machten ihr den Eindruck, als ob sie sahen, ohne sie anzusehen.

Ins Speisezimmer kamen Fräulein Kathis Absätze geklappert. Sie arrangierte das Kaffeegeschirr.

Lonny machte ein paar Schritte zum runden Tisch in der Mitte des Zimmers, auf den immer das Kaffeebrett gesetzt wurde. Das Licht fiel jetzt gerade auf sein Profil, ein weiches, einnehmendes Profil, die Nase ganz leicht gebogen, die Lippen sehr fein gezeichnet, etwas geöffnet, wie durstig.

Seine Hände wurden unruhig. Er nickte ganz leicht für sich und fing wieder an zu spielen.

Fräulein Kathi kam mit dem Kaffee.

„Soll ich nicht die Lampe anzünden?“

Lonny schüttelte den Kopf und wies auf das leuchtende Ofenfeuer.

Fräulein Kathi setzte sich in den Schaukelstuhl und zündete sich eine Cigarette an, rauchte und sah sentimental zur Decke hinauf.

Lonny schlug die dargebotene Cigarette aus, obgleich es nicht die erste gewesen wäre, die sie geraucht hätte. Sie hielt die Kaffeetasse im Schoß und blickte in die tiefrote Glut des Feuers. Sie fühlte sich wohl und heimisch und wunschlos. Etwas in ihr zitterte. Ihr war, als wären in ihrer Seele die Saiten, auf denen diese Musik gespielt wurde.

Sie merkte nicht, wie die Zeit ging.

Die Rätin schlief, Fräulein Kathi rührte sich nicht, Lonny lag in ihrem Stuhl und lauschte fremden Schwingungen in ihrer Seele.

Auf einmal ging jemand auf dem Korridor. Thüren flogen auf und zu. Man hörte eine Männerstimme laut rufen: „Hier sind ja wieder keine Streichhölzer!"

„Gott, Mertens ist zu Hause!" rief Fräulein Kathi, fuhr auf und flog hinaus. Gleich darauf hörte man ihre und die andere Stimme draußen, lachend, angelegentlich; ein Quietschen, Schritte, die gewohnt waren, laut aufzutreten, und ein großer blonder distinguierter junger Mann öffnete die Thür zum Speisezimmer, ließ Fräulein Kathi mit einer familiären Handbewegung zuerst spazieren, fragte, ob hier musikalische Erbauungsstunde gehalten würde, und bemerkte ihr, daß sie rot im Gesicht sei.

Die Rätin schien auch von dieser sicheren Stimme elektrisiert zu werden. Sie rappelte sich auf, gähnte, seufzte, rieb sich die Augen und wackelte ins Speisezimmer.

Lonny und der Fremde waren allein. Er hatte

sein Spiel sofort abgebrochen und war aufgestanden, eilig und verlegen. Er suchte mit den Händen nach etwas umher, was er wahrscheinlich gar nicht verlegt hatte. Es sah aus, als wolle er fort, wisse aber nicht, wie er fortkommen solle.

Lonny ergriff die Initiative und ging zur Thür; schweigend, als sei er gar nicht da.

Im Speisezimmer, das sie passieren mußte, saßen die drei und steckten die Köpfe zusammen.

Sie kehrte plötzlich um, ging ein paar Schritte zurück und sagte so leise, daß die nebenan es nicht hören konnten:

„Danke, Herr Jössing."

Dann ging sie hinaus.

Als Lonny in ihr Zimmer hinaufkam, hörte sie irgendwo eine Uhr halb schlagen. Halb sieben, dachte sie, da muß ich mich gleich fürs Theater ankleiden. Aber als sie nach der Uhr auf ihrem Schreibtisch sah, war es halb acht.

Das war nicht möglich. Die Uhr mußte heute morgen stehen geblieben sein.

Sie nahm sie und hielt sie ans Ohr. Sie ging. Sie schüttelte sie und hielt sie wieder ans Ohr. Sie ging.

Lonny blieb mit der Uhr in der Hand nachdenklich am Schreibtisch stehen. Wie die Zeit vergangen war; sie hatte es gar nicht bemerkt.

Sie öffnete das Fenster und bog sich hinaus. Kein Rollen von Theaterwagen.

Also zu spät. In Lonny regte sich das Gewissen.

Es war eine Première. Sie hätte darüber schreiben müssen.

Sie ging im Zimmer auf und ab. Sah sich im Spiegel auf- und abgehen, ging näher und betrachtete sich. Ihre Augen waren blank und ganz schwarz. Die Lippen rot und gewölbt. Die Wangen glühten leicht. Sie lächelte sich an, und ihre weißen Zähne blitzten. Warum erzählten ihr denn ihre Freundinnen immer, daß sie nicht hübsch sei? Nein, sie war kein griechischer Gipsabguß. Aber . . . ja, so wie heute sah sie auch nicht alle Tage aus!

Sie warf ein paar Holzscheite mehr in den Ofen, damit es traulicher wurde. Legte sich auf die Chaiselongue, sah ins Feuer und träumte. Ihr war sehr wohl. Zum erstenmal sehr wohl, seit sie wieder in Berlin war. Sie streckte sich und lächelte und sah, wie die Scheite zusammenfielen und die Flämmchen darauf hüpften. Etwas klang inwendig in ihr, geheimnisvoll, — sie horchte hinein; es war schon weg. Auf dem Korridor kamen und gingen die Pensionäre. Sie lag und hörte ihr Kommen und Gehen, und das trug noch zu ihrem Behagen bei. Sie gingen sie nichts an, sie verkehrte ja mit keinem von ihnen, aber dies Kommen und Gehen war ihr angenehm. Nach einer Weile hörte sie Thür auf Thür zuschlagen, und gleich darauf schlug jedesmal auch die Korridorthüre zu. Sie gingen zum Abendessen.

Lonny setzte sich auf. Nein, sie mochte nicht hinuntergehen. Sie klingelte nach dem Mädchen und ließ

sich Butterbrot und Thee hinauftragen, aß ganz allein und vergnügt, während sie auf- und abging, rückte sich dann die Lampe zurecht und legte sich mit einem Buch auf die Chaiselongue. Nach einer Weile bemerkte sie, daß sie ja gar nicht las. Sie lag und lauschte mit weitoffenen Augen, als höre sie nicht nur mit den Ohren, sondern auch mit den Augen. Es war aber ganz still. Es gab nichts zu hören. Das, was sie hörte, war inwendig in ihr. Immer hinauf, immer hinauf gingen die Läufer, ängstlich, zaghaft, drängend, immer zurückgeworfen. Auf einmal waren sie oben, dünn, zitternd, matt. Ein harter, schriller, falscher Accord. Und sie fingen wieder von unten an heraufzuklettern, atemlos, unruhig suchend . . .

Und zwischen den Tönen tauchte ein Profil auf, das Profil eines ganz jungen Mannes, ein schwarzer glatter Kopf mit einem eigentümlichen Blinken in dem großaufgeschlagenen, ins Leere gerichteten Blick und einer eigensinnigen Resignation in den Mundwinkeln. Sie fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und streckte sich länger aus auf der Chaiselongue. Das waren so neue, seltsame Bilder und Töne.

Während sie ihnen noch zusah und lauschte, schlief sie ein.

IV.

Lonny hatte eine neue Gewohnheit angenommen. Sie ging nach dem Kaffee nicht mehr hinauf in ihr Zimmer. Sie blieb unten im Salon im Schaukelstuhl am Feuer sitzen und schaukelte sich.

Auf dem Sofa lag das Haupt der Pension Miesel und schlief. Da doch keine Lampe angezündet wurde, machte Frau Rätin sich's bequem und streckte ihre müden Glieder ein bißchen aus. Fräulein Kathi träumte in einem Lehnstuhl oder ging ab und zu. In der dunkelsten Ecke am Klavier saß Jössing und spielte.

Er schien da ganz in sich versunken zu sein und sich um niemand zu kümmern. Wurde er angeredet, so antwortete er kurz, am kürzesten vielleicht, wenn Lonny ein paar Worte an ihn richtete. Seine Stimme klang dann heiser und etwas kurzatmig. Wenn er sang, hatte sie aber einen milden, weichen, schwermütigen Klang, denselben Klang wie sein Anschlag auf dem Klavier.

Und er sang öfters, seitdem Lonny ihn einmal darum gebeten hatte.

Es waren meist dänische Lieder, die sie nicht ver=

stand. Er war Däne, wie Linäus, und studierte Medizin in Berlin, das war alles, was man in der Pension von ihm wußte. Es waren Lieder mit Thränen im Leichtsinn, ein tanzender Jubel auf bodenloser Schwermut, es klang wie reißende Saiten mitten im Andante con fuoco. Oder klang es nur so, weil er es so vortrug?

Jedesmal, wenn er zu Ende war, saß er zusammengesunken und träumte vor sich hin. Es sah aber eher aus, als ob er etwas suche mit seinen warmen, großgeöffneten Augen, während die weichen Lippen, die sich noch nicht recht geformt hatten, sich traurig und eigensinnig zusammenschlossen. Manchmal schien er es zu finden und fing dann wieder an mit seinem seltsamen Spiel, manchmal stand er aber auch auf, kam zögernd ans Feuer, wo Lonny saß und setzte sich ihr gegenüber auf den Lehnstuhl. Saß Fräulein Kathi da, so ging er gewöhnlich ganz.

Aber war der Stuhl frei, so saß er da, zurückgelehnt, die Hände im Schoß. Sein Gesicht rötete sich, oder war es nur der Widerschein des Feuers, in das er sah? Er sprach nie etwas zu Lonny, aber während er so saß, wurde er immer heißer um die Augen, und sein sanfter, stiller Blick immer feuchter.

Lonny saß mit dem Gesicht im Schatten und wiegte sich auf und nieder. Sie fühlte eine Wärme, die nicht vom Feuer ausging, etwas wie eine warme Hülle um sich, die nicht der Shawl war, in den sie sich manchmal einwickelte. Dabei hatte sie ein ganz deutliches Gefühl

von Geringschätzung für den Menschen, der ihr gegenübersaß. Er entsprach gar nicht dem, was sie als deutsches Mädchen am Mann bewundern gelernt hatte; er zählte einfach gar nicht mit. Darum eben konnte man auch ihm hier so gegenübersitzen. Das hatte gar nichts zu bedeuten. Lonny bewunderte nur die Stärke, fürchtete nur die Stärke, hatte nur Respekt vor der Stärke. Sie hatte sich ein paarmal in Siegfriedsgestalten mit lautem Lachen und herausforderndem Wesen verliebt, die Siegfrieds hatten aber gar nicht acht auf sie gegeben, oder sich über sie geärgert und immer nur rechten Staatsgänsen, den schönsten und nachgefragtesten Gänsen den Hof gemacht. Lonny verstand dies geheime Naturgesetz nicht.

Lonny fand übrigens, daß sie eine recht schlechte Person sei, und sie freute sich noch recht über ihre Schlechtigkeit. Da saß der fremde Mensch, sah weich und gut aus und dachte an nichts. Aber sie dachte an was. Und das konnte er gar nicht wissen. Wie der Stuhl mit ihr auf- und niederging, wiederholte sie im selben Takt, in dem sie sich wiegte, unablässig, stumm und mechanisch: Du sollst! Du sollst! Du sollst!

Was er sollte, das sprach Lonny nicht aus, nicht einmal in ihren inwendigsten Gedanken. Aber es bezog sich auf s i e, was er sollte, und es bestand darin, daß Lonny sich lieben lassen wollte, ohne was darauf zu erwidern.

Sie zuckte fast zusammen, als das Opfer ihrer eitlen Gedanken unvermutet das Schweigen brach und ganz leise und fast zutraulich fragte:

„Möchten Sie mich nicht hypnotisieren, Fräulein Lauter?“

Lonny war so verwundert über Anrede und Inhalt, daß sie nicht gleich eine Antwort gab.

„Ich kann es gar nicht,“ sagte sie dann dem Sachverhalt entsprechend.

„Doch, Sie können es, sobald Sie es nur wollen.“

Lonny begriff nicht, sie blieb stumm.

Seine Augen sahen ins Feuer, oder sahen sie sie an? Sein Gesicht war heiß und frisch, wie nach einem Bade.

„Sie brauchen gar nichts zu thun,“ sagte er bittend. „Sie brauchen nur zu wollen.“

„Ich kann es selbst,“ fügte er sehr leise hinzu.

Die Rätin schnarchte auf ihrem Sofa. Sie waren ganz allein. Es kam Lonny jetzt erst zum Bewußtsein.

„Warum wollen Sie hypnotisiert werden?“ fragte sie fast ungeduldig.

Seine Augen wandten sich ab; seine Lippen bekamen wieder den verschlossenen Zug.

Lonny beugte sich etwas vor.

„Warum? Sagen Sie mir's, Jössing.“

Er sah wieder ins Feuer und sagte wie zu sich selbst, ungern:

„Es thut mir wohl. Ich werde mich dann selbst los.“

Lonny wurde plötzlich energisch.

„Aber Sie dürfen sich nicht hypnotisieren lassen.“

Er zuckte die Schultern.

„Sie dürfen sich nicht fremden Menschen in die Hände geben, Sie dürfen nicht mit sich schalten lassen, wie mit einer Sache.“

Er sah sie an, zum ersten Male mit einem graden vollen Blick.

Sie bemerkte es kaum in ihrem Eifer. Die Aufgabe der Persönlichkeit war ihrem spröden Mädchenbewußtsein und ihrem klaren Kopf gleich greuelhaft.

„Haben Sie sich nachher wieder hypnotisieren lassen?“

„Wann nachher?“

„Seit damals, wo Linäus es erzählte?“

„Nein.“

„Und Sie werden es auch nicht wieder thun?“

„Ich weiß nicht.“

„Versprechen Sie mir's?“

Er schwieg.

„Versprechen Sie mir's, Jössing!“

Sie rief es eindringlich und unvorsichtig laut. Die Rätin rührte sich im Sofa.

„Ja,“ seine Augen ruhten voll und warm auf ihr. „Wenn Sie es thun wollen.“

Lonny bewegte sich ratlos, schaukelte sich ein paarmal heftig, beugte sich dann vor, die Hände um die Knie:

„Jössing!“

„Ja, Fräulein Lauter!“

Sein Ausdruck frappierte sie. Seine Augen waren heiß und schwimmend. Seine Miene wie abwesend.

Sie wurde plötzlich aufgeschreckt. Es war etwas Fremdes, das ihr peinlich war.

„Ja, ich muß fort," sagte sie kurz und schnöde. Und sie stand auf, daß der Schaukelstuhl zurückklappte, und ging.

Wie sie oben die Korridorthür aufschloß, hörte sie ihn unten die Treppe hinuntergehen.

V.

Im Speisezimmer und Salon der Pension Miesel brannten alle Lampen, der große Eßtisch war ganz ausgezogen und mit einem frischen weißen Tischtuch bedeckt. Weingläser standen darauf, Flaschen, eine Vase mit Früchten, eine zweite mit Kuchen. Im Korridor roch es nach wirklich starkem und gutem Kaffee, und Fräulein Kathi hatte die Stirnlocken neu gebrannt und ihr Gesicht frisch gepudert.

„Was ist denn los?" fragte Herr Mertens, der müßig im Korridor herumspazierte, an seinem hohen Hemdkragen zupfte und seinen englischen Scheitel befühlte. Er fragte es nur so ganz im allgemeinen in die Luft, ohne seine Blicke auf Fräulein Kathi hinabzusenken.

„Heute ist hier hypnotische Seance," sagte Fräulein Kathi mokant. „Sie können auch kommen, wenn Sie wollen."

Herr Mertens wanderte weiter und betrachtete seine spitzen Stiefeletten. „Interessiert mich gar nicht!" bemerkte er durch die Nase.

Als er umkehrte und wieder an der Küche, wo

Fräulein Kathi den Kaffee machte, vorüberkam, warf er die Frage hinein:

„Wer wird denn hypnotisiert?"

„Nun, Jössing, natürlich."

„Wer ist Jössing?" fragte Herr Mertens, sich die Nägel reinigend.

„Na, kennen Sie unseren Sänger und Klavierspieler nicht?" schnauzte Fräulein Kathi ihn an.

Herr Mertens lächelte auf sie herunter.

„Nicht beißen, reife Jungfrau. Mir genügend bekannt, singt zum Herzzerreißen, gerade über mir, wenn ich studiere. —"

„Sie studieren?" Fräulein Kathi hohnlächelte.

„Verraten Sie Ihre Kenntnis der Situation nicht," sagte Herr Mertens anzüglich.

„Bin ich schuld daran?" fuhr Fräulein Kathi auf.

„Mitschuldig."

„Gehen Sie. Sie gehören nicht hierher."

„Sehr richtig. O, wenn du doch früher darauf gekommen wärest." Herr Mertens seufzte.

„Zankt ihr euch schon wieder?" mischte sich Frau Rätin Miesel ein, die Schinken aufschnitt. „Ihr solltet euch ein Beispiel an Jössing und Fräulein Lauter nehmen. Es ist mir immer so wohlthuend, wenn ich schlafe —"

„Die beiden zu behorchen," ergänzte Herr Mertens, der bereits am anderen Ende des Korridors vorm Spiegel stand.

„Übrigens unbegreiflicher Geschmack von dem Mäd-

chen," fügte er gedankenvoll hinzu, als er wieder in der Küche zwischen Mutter und Tochter stand.

„Nicht wahr?" sagte Fräulein Kathi süß und sah zärtlich zu ihm auf.

Herr Mertens zog die Augenbrauen hoch und pfiff.

Fräulein Kathi gab ihrer Mutter einen ärgerlichen Schubs: „Du stehst mir auch immer im Wege."

„Ganz verrückte Idee übrigens, dieser heutige Abend," setzte Herr Mertens seine innere Gedankenkette fort.

„Von wo stammt sie denn her?"

„Von der Lauter, natürlich."

„Emancipiertes Frauenzimmer, Strindbergsche Bestie, was?"

„Schreien Sie ihr's doch lieber ins Gesicht!" flüsterte Fräulein Kathi.

Herr Mertens drehte sich auf dem Absatz herum und stieß dabei fast an Lonny, die durch den Korridor kam. Er sprang mit einem Satz beiseite und ließ sie gesenkten Hauptes passieren.

Lonny sah unruhig aus. Sie ging ins Speisezimmer und von da in den Salon und schien etwas zu suchen. Kam wieder zurück, sagte, sie hätte ihren Schlüssel verlegt, lief nach oben und ließ die Korridorthür offen. In ihrem Zimmer zündete sie ein Licht an, blieb stehen und sah in die Flamme. Draußen heulte der Sturm um die Fenster und riß an den eisernen Stangen, die die Jalousien hielten. Sie fuhren hin und her, klirrten und klapperten. Das Licht flackerte im Zug und die Thür flog auf. Lonny bemerkte es

nicht; sie setzte ihre Betrachtungen an der Flamme fort. Ein stärkerer Windstoß, der durch die Ritzen der schlecht-schließenden Fenster drang und zur offenen Thür hinausfuhr, löschte das Licht aus. Lonny setzte sich im Dunkeln aufs Sofa und blieb sitzen. Als sie Schritte die Treppe heraufkommen hörte, ging sie hin, machte die Thür zu, knöpfte langsam ihre Pelzjacke auf und nahm das Barett ab. Stand dann wieder und sah hinaus ins Dunkel.

Sie war unzufrieden. Mit sich, mit dem Leben, mit den Menschen im engeren und weiteren Sinne. Am meisten aber mit sich. Es hatte alles keinen Sinn, keinen Zweck, es war alles dummes Zeug. Sie hätte wo anders sein mögen, sie hätte gar nicht sie selbst sein mögen. Was kümmerte sie sich um fremde Menschen, die sie nichts angingen, was mischte sie sich hinein?

Unten hörte man Stimmen laut werden und Stühle rücken. Ja, nun fing die Geschichte an. Jetzt stellte sich der Mensch zur Schau und sie machten allerlei Dummheiten mit ihm. Und sie war eigentlich die Veranlassung dazu. Wäre das mißgeschaffene Geschöpf, der Linäus, gestern nicht hineingekommen, als Jössing, der Trottel, gerade spielte! Da kam er herein, unverschämt, mit dröhnenden Schritten, gerade aufs Klavier zu, fragte: „Sitzt du hier und spielst? Also hier muß man dich jetzt suchen? Das wird wieder ein schönes Examen!“ Der Jössing hatte auch nichts Besseres zu thun, als aufzustehen und den Deckel zuzuklappen, ohne ein Wort. Darauf war Fräulein Kathi mit der

Lampe gekommen und hatte Linäus gefragt, ob er nicht eine Tasse Kaffee möchte? Und Linäus hatte geschmeichelt gegrinst und sich an den Tisch gesetzt und Fräulein Lonny anzüglich angeblinzelt und gesagt: er halte es für seine Freundespflicht, öffentlich kundzuthun, daß Jössing jetzt unbedingt zu nichts anderem Zeit hätte, als zu seinem Examen zu büffeln, von dem er schon einmal zurückgetreten sei — damals habe er mit Fräulein Poggenhuber zu viel vierhändig gespielt. Es sei eine Schande, wenn er jetzt zum zweitenmal zurücktrete. Man müsse die Verhältnisse kennen, um zu wissen, was das für seine Familie bedeute. Und so ging es wichtig und zudringlich weiter. Lonny hatte Lust, ihn zu fragen, ob Jössings Familie ihn zu dessen Vormund eingesetzt? Aber sie wollte dem Geschulmeisterten nicht in den Weg kommen, — und der sagte nichts. Unterdessen fingen die Pensionäre an sich zum Abendessen zu versammeln. Dr. Bätz trat ein mit dem Ausruf: Ah, da sehen wir ja mal wieder das Medium. Lonny stand wie auf Nadeln. Linäus variierte seine Anzüglichkeiten und war hier unter den Abendgästen in einem Kreis, den Lonny wenig kannte. Jössing stand allein in einer Ecke, sagte nichts, ging aber auch nicht. Da kam in Lonny etwas auf, was sie keine Lust hatte zu unterdrücken: ein Bedürfnis, ihn zu demütigen, bloßzustellen, von ihm Abstand zu nehmen, so daß Linäus der Mund gestopft wurde, den Jössing ihm nicht stopfte. Sie fing mit Bätz, der ihr auf halbem Wege entgegenkam, ein Gespräch über die „Revue hypnotique“ an,

das führte dann ungezwungen zu der Frage: ob er hypnotisieren könne? Ja, Bätz hatte es mehrere Male mit Glück versucht, obgleich es eigentlich nicht sein Fach war. Nun stiftete Lonny ihn an, in der Pension Versuche vorzunehmen und schlug gleich vor, Jössing als Hauptobjekt zu wählen, da mit ihm schon gearbeitet worden.

So wurde der heutige Abend arrangiert.

Von unten schallte Gelächter herauf. Jemand schien Witze zu reißen, die großen Anklang fanden. Lonny stand im Dunkeln, während der Sturm draußen immer unbändiger tobte, und war inwendig rasend.

Das Dienstmädchen lief an der Thür vorbei, klopfte an und rief hinein: Fräulein, es fängt schon an!

Lonny zündete Licht an und gab sich gute Zeit, etwas Toilette zu machen. Im Spiegel sah sie, wie ihre Augen funkelten und ihre Nüstern sich blähten. Heute war ihr nicht gut nahekommen. Sie ging hinunter und fand die ganze Gesellschaft um den Tisch, Kaffee trinkend und Kuchen essend, während Dr. Bätz sich anstrengte, Herrn Mertens zu hypnotisieren, der apathisch, mit in die Stirn gestrichenem Haar und abwesendem Lächeln im Lehnstuhl lag.

Lonny lachte laut und rief: „Ganz Jössing!"

Gleich darauf kam dieser, von Linäus bugsiert, in die Thür.

„Verzeihen Sie die Verspätung, meine Herrschaften!" rief Linäus schallend.

„Ich mußte ihn erst holen. Er schlief!"

Lonny war heute abend die Seele der Gesellschaft.

Sie war so anregend, so schlagfertig, so hübsch, daß sie in diesem zusammengewürfelten Kreis Furore machte. Mehrere Pensionäre hatten Bekannte mitgebracht, und alles gruppierte sich um sie. Man hatte sie für hochmütig gehalten; jetzt war man deswegen doppelt entzückt.

Dr. Bätz nahm die Sache ernsthaft und etwas hörsaalmäßig. Er forderte Jössing formell auf und verschwand mit ihm im Salon, dessen Thür offen blieb.

Nach ein paar Augenblicken sah man Jössing mit geschlossenen Augen ans Klavier gehen, den Deckel aufschlagen und sich hinsetzen. Aber er schien einen großen inneren Widerstand gegen das Spielen zu fühlen. Dr. Bätz mußte seine Suggestion sehr energisch wiederholen. Zweimal streckte er die Hände aus und zog sie wieder zurück. Auf einmal fing er an. Im selben Augenblick verließ Lonny die erste Reihe der Herumstehenden und ging ganz nach hinten. Ein eisiges Gefühl durchfuhr sie. Gleich an den ersten Takten erkannte sie das Stück mit den hinaufkletternden, atemlosen, zurückgeworfenen Läufern, das Stück, das immer auf sie wirkte, wie der Ausdruck eines hoffnungslosen Liebeswerbens.

„Genug!“ sagte Dr. Bätz in kurzem Befehlston. Das Spiel brach sofort ab. Der Gesichtsausdruck des Hypnotisierten verlor das Gequälte.

Es folgten mehrere von den gewöhnlichen Experimenten: Nichthörenkönnen, Nichtfühlenkönnen, Nichtriechenkönnen und Geruchstäuschungen. Das Publikum war sehr dankbar und kicherte laut, als das Medium

einen ranzigen Hering mit Wonne beroch. Lonnys Empörung über Jössing, der sich dazu hergeben konnte, stieg beständig. Das hinderte sie aber nicht, an der Spitze der die Vorschläge Erfindenden zu bleiben. Ja, als Linäus boshaft vorschlug, man solle Jössing einen Brief an die Dame, die er im stillen liebe, unter Namensüberschrift schreiben lassen, schloß sie sich auch dem an. Aber das Experiment mißlang. Das Medium ließ sich nicht dazu bringen, zu schreiben.

Statt dessen, meinte Lonny, solle man ihn einer anwesenden Dame — einem Herrn, versteht sich, als Dame — den Hof machen lassen. Große Acclamation. Herr Mertens mit einem Fächer und herausfordernden Hüftschwenkungen meldet sich als Dame. Die Suggestion wird vollzogen. Jössing gezwungen lächelnd, reicht der berühmten Schauspielerin Nuscha den Arm und führt sie an den Tisch. Bedient sie mit Kuchen und Wein, spricht ihr seine Bewunderung für ihr Spiel aus, läßt sich aber auf keine zärtlicheren Äußerungen ein. Alle sitzen mit um den Tisch herum und die Sache wird zu einer vollständigen Vorstellung. Dr. Bätz ist voller Bewunderung und möchte doch jeden Augenblick einschreiten, um den kataleptischen Zustand, der nicht kommt, zu verhindern. Nur diese Abneigung gegen die Äußerungen wärmerer Gefühle kann er nicht verstehen. Fräulein Nuscha wird immer herausfordernder. Die allgemeine Spannung steigt, die Scene hält sich auf dem Punkt, wo nichts, aber auch alles Mögliche geschehen kann.

Lonny ist in einem seltsamen Zustand. Empörung über sich selbst, Scham, Pein und ein erwachendes anderes Gefühl, von dem sie noch nicht weiß, was es ist und daß es da ist, ein gefährliches, das allergefährlichste Gefühl für sie — das der keimenden Achtung vor dem Gefühlsleben dieses Hypnotisierten.

Denn in diesem frivolen Spiel mit dem Empfindungsleben eines Bewußtlosen, das sie angestiftet aus dem frivolen Grunde, damit nur niemand sie eines Gefühls für ihn bezichtige, in diesem Spiel offenbarte sich in der entblößten Seele dieses Mißbrauchten eine Delikatesse, wie sie sie an Männern, die mit Bewußtsein handelten, noch nicht kennen gelernt. In seinem Gesicht las man mit naiver Deutlichkeit, daß er sich geschmeichelt fühlte von der Aufmerksamkeit der berühmten Schauspielerin; ihrem Entgegenkommen wich er sehr bestimmt mit einem Ausdruck höflicher Kälte aus, und der Takt, mit dem er in diesem Zustande ohne Selbstkontrolle sich benahm, wirkte auf Lonny stärker als direkte Vorwürfe über ihre Rolle an diesem Abend es vermocht hätten.

Das Publikum fühlte sich durch die Feinheit dieser Scene enttäuscht. Dr. Bätz war gekränkt, weil das Medium nicht Order parierte. Man hatte die Vorstellung satt und entließ nach anderthalbstündiger Anstrengung das Versuchsobjekt.

Fräulein Kathi, Frau Rätin, die Herren Bätz und Mertens wollten in die Reichshallen. Lonny ward mit aufgefordert. Sie zögerte. Der Gedanke eines fort-

gesetzten Zusammenseins mit diesen Leuten war ihr nichts weniger als angenehm. Aber die Vorstellung, jetzt allein mit sich in ihrem Zimmer zu bleiben, war ihr noch weniger angenehm. Sie sagte zu.

Man fing an sich zu zerstreuen.

Linäus faßte Jössing unter dem Arm: „Komm, ich bringe dich nach Hause."

Dieser zog seinen Arm still und unmerklich aus dem des anderen und wandte sich zu Dr. Bätz, der ihm zunächst stand:

„Wenn es erlaubt ist, schließe ich mich an."

VI.

Es war Schneesturm geworden, als sie aus den Reichshallen kamen. Man konnte keine fünf Schritte weit sehen. Frau Rätin stolperte, glitschte und klammerte sich sofort an Dr. Bätz, den sie nicht mehr losließ. Fräulein Kathi und Herr Mertens gingen auch ineinandergehakt, wobei sie sich fortwährend halblaut zankten. Lonny suchte sich vor dem Schnee, den ihr der Wind ins Gesicht peitschte, so gut es ging, mit ihrem Muffe zu schützen. Dabei war sie auf die Straße geraten und mußte sich vor einem vorbeifahrenden Wagen rasch aufs Trottoir flüchten. Als sie sich nach den anderen umblickte, waren sie zwischen den undeutlichen grauen Gestalten, die nach allen Richtungen im wirbelnden Schnee auftauchten und verschwanden, nicht mehr zu unterscheiden. Himmel, Erde und Häuser waren ein einziger hängender Nebel. Sie stand unschlüssig und wußte nicht einmal gleich, welche Richtung sie nach Hause einzuschlagen hatte.

„Darf ich neben Ihnen gehen, Fräulein Lauter?"

Sie fuhr zusammen bei der unverhofften Anrede.

Aber die Stimme klang so unterwürfig, bescheiden und bekannt.

Sie wandte den Kopf zurück. An ihrer linken Seite tauchte Jössing auf.

„Wie haben Sie mich denn gefunden?" fragte sie.

„Ich hielt mich immer dicht hinter Ihnen."

„In welcher Richtung gehen wir jetzt?"

„Ich weiß auch nicht recht. Ich glaube hier. Aber erlauben Sie mir, daß ich mich erst orientiere. Ich bin im Augenblick ganz blind."

Sie flüchteten sich unter eine Laterne. Er nahm seinen nassen Kneifer ab und zog einen zweiten aus der Brusttasche. „Ich bin so kurzsichtig," sagte er entschuldigend. „Ich habe immer zwei bei mir."

Er setzte ihn auf und sah sich um. Das Licht fiel voll in sein Gesicht und Lonny betrachtete es. Es war vielleicht zum erstenmal, daß sie ihn voll ansah.

Er sah glücklich aus. Ein sanftes stilles Glück, das in seinen Augen glänzte und die Linien um den feinen Mund noch weicher machte.

„Haben Sie sich so gut amüsiert?" fragte sie neckend.

„Im Gegenteil. Die gelehrten Hunde und schreienden Sängerinnen sind mir gräßlich."

„Warum kamen Sie denn mit?"

Er zögerte mit der Antwort.

„Ich kann nicht allein sein," sagte er still.

Sie gingen die Straße hinunter, dicht nebeneinander um sich besser vor dem Wind zu schützen. Sie fühlte, daß sein Arm, der an den ihren rührte, ein paarmal

leise zuckte, als hielte er eine unwillkürliche Bewegung zurück. Aber es widerstrebte ihr, ihn zu nehmen.

Sie sprachen nicht weiter miteinander. Lonny dachte an etwas Lächerliches, was er in den Reichshallen gethan hatte. Die Herren hatten schwedischen Punsch mit Selterswasser bestellt und man schenkte ein, den Punsch in ein kleines Glas und das Selterswasser in ein großes. Lonny, die das Getränk nicht kannte, fragte Jössing, der neben ihr saß: „warum gießen Sie es nicht ineinander?“ Er that es sofort und trank es. Herr Mertens warf ihm einen unsäglich verächtlichen Blick zu. Lonny machte sich dieselbe Mischung und fand, daß sie abscheulich schmeckte. Die anderen lachten.

„Wußten Sie nicht, daß man Punsch nicht mit Selters mischt?“ setzte sie laut ihre Gedanken fort.

„O ja.“

„Warum tranken Sie ihn denn so?“

„Weil Sie es wünschten.“

Er sagte es ganz ruhig und einfach, als sei das eine selbstverständliche Antwort.

In Lonny regte sich etwas wie Geringschätzung. Aber unter der Geringschätzung regte sich etwas, wovon sie noch nichts wußte.

„So, hier ist meine Ecke,“ sagte sie. „Nun kann ich schon allein weiter. Danke für die Begleitung.“

Es war ihr, als ob sie einen Ruck in ihm spürte. Sie sah ihm ins Gesicht. Es war wie erloschen, dasselbe Gesicht, schien es ihr, wie im hypnotischen Schlaf.

„Sie sehen müde aus,“ sagte sie unwillkürlich mitleidig.

Er stand schon mit dem Hut in der Hand.

„Ich gehe doch nicht nach Hause,“ sagte er kurz, wie zu sich selbst.

Lonny wurde eifrig.

„Das müssen Sie,“ sagte sie bestimmt. „Sie müssen schlafen. Sie sind heute sehr angestrengt worden.“

„Ich schlafe doch nicht,“ sagte er widersetzlich. Und auf ihre fragenden Blicke: „Ich schlafe keine Nacht mehr.“

Lonny fühlte eine Scheu, weiter zu fragen. Sie sah ihn verwundert an.

Seine Augen waren gesenkt.

„Ja, gute Nacht,“ sagte sie und reicht ihm die Hand.

Er schien sie erst nicht zu sehen. Sie war bloß. Dann nahm er sie mit seiner bloßen eiskalten Rechten, ohne Druck. Und blieb stehen.

Lonny wartete, daß er etwas sagen würde, ging langsam ein paar Schritte an ihm vorbei und sah ihn unwillkürlich lächelnd an. In sein Gesicht kam wieder der frühere Ausdruck stiller Glückseligkeit. Dann ging er schweigend neben ihr bis zu ihrem Hause.

Dort standen Frau Rätin und Fräulein Kathi unter der Hausthür. „Na, habt ihr beiden Kinder aber eine Ewigkeit für das kurze Stückchen gebraucht,“ rief die Alte mütterlich neckend.

„Mir sind unterdessen die Füße halb abgefroren,“ ergänzte Fräulein Kathi übellaunig.

VII.

Zwei Tage später, um die Mittagszeit, ging Lonny allein unter den Linden spazieren. Es war ein strahlender Wintertag mit funkelndem Schnee und funkelnder Sonne und jener scharfen, klaren Luft, die alles, was frisch, und alles, was unfrisch ist, alles Gesunde und Kranke, allen Reichtum und alle Armut gleich rücksichtslos aufdeckt. Lonny sonnte sich inwendig und auswendig. Sie sonnte sich in der starken, reinen Atmosphäre und sie sonnte sich in ihrem eleganten Winteranzug, der die zudringlichste Beleuchtung vertragen konnte. Sie fühlte sich inwendig und auswendig so frisch und comme il faut und betrachtete spöttisch den runden Rücken und die dünnen Beine eines jungen Modedichters, der nervös vor ihr herging und dessen äußerer Mensch — wenigstens von hinten gesehen — sich schwerlich je in Übereinstimmung mit seiner äußeren Stellung bringen lassen würde.

Durch die Anlage hinter dem Zeughaus kamen einige junge Leute. Unter ihnen erkannte Lonnys scharfes Auge von weitem Jössing. Sie hatte ihn noch nicht auf der Straße und überhaupt nicht bei Tages=

licht gesehen. Während er näher kam, betrachtete sie ihn neugierig, sicher, daß er sie noch nicht so bald bemerken würde. Es überraschte sie, wie abgetragen und schlecht er in diesem unbarmherzigen Sonnenschein aussah, die Hände mit den roten Handgelenken in den abgeriebenen Taschen eines verblichenen billigen Überziehers, einen weichen alten Schlapphut auf dem Kopf, das Kinn unrasiert und borstig von schwarzen Bartstoppeln. Sein Gesicht war fahl und überwacht, der Gang müde, die Augen trüb und farblos. Und dann dieser sonderbare, in sich versunkene, verträumte Ausdruck.

Er sah sie nicht. Er war schon dicht vor ihr. Entweder mußte sie oder er jetzt ausweichen. Ihre Augen ruhten auf ihm.

Plötzlich durchzuckte es ihn mit einem Ruck. Er schlug die Augen groß auf, gerade in die ihren, lächelte und riß den Schlapphut ab. Es ging wie ein Aufleuchten über sein Gesicht.

Als Lonny sich ein paar Stunden später an den Mittagtisch der Pension setzte, war er nicht da. Kam auch nicht.

Lonny schien dieser Nachmittag so leer.

Am anderen Tag, als sie zum Mittag herunterkam, standen die Pensionäre noch umher. Ihre Blicke suchten nach ihm und begegneten den spöttisch beobachtenden Augen von Linäus, der wieder zu den gewöhnlichen Mahlzeiten aufgetaucht war. Frau Rätin Miesel kam herein und fragte: „Nun, sind wir vollzählig?“ „Ja,

bis auf Jössing," antwortete Linäus. „Nun, der kam ja gestern auch nicht," bemerkte Frau Rätin.

„Er wird auch heute nicht kommen," verkündete Linäus. „Er kommt vielleicht überhaupt nicht mehr."

Lonny lehnte sich, den Rücken der Gesellschaft zugekehrt, ans Fenster und schien nichts zu hören. Inwendig in ihr aber stand auf einmal etwas still, wie wenn eine tickende Taschenuhr plötzlich aufhört zu ticken.

„Also setzen wir uns," sagte die Rätin.

Lonny setzte sich wie die anderen, sprach nach rechts und links und über den Tisch wie gewöhnlich, nur lebhafter, und aß und trank wie gewöhnlich, nur weniger. Der Platz ihr gegenüber stand leer, und sie wartete von Minute zu Minute darauf, daß Jössing kommen und ihn einnehmen würde. Aber er kam nicht. Sollte Linäus wirklich Bescheid wissen?

Das Dessert war abgegessen, und der Kaffee wurde im Salon aufgetragen. Lonny ging unruhig hin und her, bemerkte, sie hätte ihr Taschentuch vergessen, und lief hinauf in ihr Zimmer. Als sie wieder herunterkam, stand Jössing im Korridor und zog seinen Überrock ab. Fräulein Kathi stand neben ihm und schwieg plötzlich, als Lonny vorbeiging. Sie hörte, wie beide hinter ihr ins Speisezimmer gingen und Kathi sagte: „Ich bringe Ihnen gleich etwas zu essen."

Lonny nahm ihre Kaffeetasse und stellte sich damit an den Ofen. Die anderen hatten ihren gewohnten Platz im Schaukelstuhl für sie freigelassen, aber Lonny war es unmöglich, sich zu setzen. Sie hätte sonst der

Thür zum Speisezimmer den Rücken zukehren müssen, und dazu konnte sie sich nicht zwingen.

Als Linäus sah, daß der Schaukelstuhl leer blieb, ließ er sich hineinfallen und machte sichs darin bequem, als hätte er die Absicht, recht lange sitzen zu bleiben.

Die auswärtigen Mittagsgäste gingen. Nur einige Damen saßen noch da; die im Hause wohnenden Herren brachen auch schon auf. Zwischen ihnen hindurch drängte sich Jössing durch die Thür des Salons. Lonny erschrak, wie sie ihn sah. Sein Gesicht bedeckte eine graue Blässe, und sie fühlte mehr als sie es sah, daß seine Schultern zitterten. Er schien die Anwesenden nicht zu bemerken, er grüßte nicht und wich keinem aus. Seine Augen sahen wie abwesend vor sich hin. Nur als sie Lonnys Blick trafen, senkten sich seine schweren Lider langsam und wie zum Schutz über seine Augen und schlossen sich fast wie zur Abwehr gegen einen physischen Schmerz.

Er ging ans Klavier und schlug es auf. Kramte mechanisch zwischen den Noten, starrte vor sich hin und nickte wie im Selbstgespräch. Auf einmal setzte er sich und begann ein majestätisches, breites, großes Spiel. Die Fortgehenden, als sie diese mächtigen Accorde hörten, kehrten um und blieben in der Thür stehen. Die Damen, die ganz vertieft in eine Klatschgeschichte gewesen, wurden stumm. Lonny war es, als ob ihr Herz mit hundert Pulsen in allen ihren Gliedern klopfte.

Es war ein herrliches Spiel, schwellend und ernst

und ruhig. Nachdem es etwa zehn Minuten gewährt, fing er an zu singen. Sein kleiner und etwas heiserer Bariton war heute klangvoll und ausgiebig. Breit und klar klang es durch den Raum: „Heil dir, du hoher Nord.“

Es war eine alte, nordische Sage, von einem nordischen Komponisten. Den Inhalt der fremden Sprache verstand außer Linäus nur Lonny, die einiges aus den skandinavischen Sprachen ins Deutsche übersetzt hatte, und auch sie nur zum Teil. Es war ein grandioser Abschied vom Leben. Die Schlußstrophe war: „Lebewohl!“

Sie wußte nicht, wo er hinauswollte.

Aber als beim zweiten Verse dieselbe Schlußstrophe: „Lebewohl!“ breit und ruhig wiederkam, da brach seine Stimme. Er konnte den Ton nicht halten, seine Hände glitten vom Klavier, er blieb unbeweglich sitzen, wie vernichtet.

Bei dem ersten Schwanken, das in seinen Gesang kam, hatte Lonny begriffen.

Aber im selben Augenblick begegneten ihre Augen denen von Linäus, und sie sah, daß auch er wußte. Und sein höhnischer Blick sagte ihr, daß es in einer Stunde die ganze Pension wissen würde.

Jössing war aufgestanden. Aber er schien sich nicht entschließen zu können, zu gehen. Fräulein Kathi kam ihm zu Hilfe.

„Sie reisen doch nicht schon heute abend, Herr Jössing?“

Er antwortete ihr nicht und schien sie gar nicht gehört zu haben. Ein paar Damen kamen zu ihm und bekomplimentierten ihn für seinen „herrlichen Vortrag“. Er bemerkte sie offenbar nicht. Er stand nur, den Kopf vorgestreckt, als lausche, oder warte er auf etwas.

Lonny fühlte, daß dieser Scene so rasch wie möglich ein Ende gemacht werden müsse. Und sie fühlte ebenso deutlich, daß sie zu Ende war, sobald sie ging.

Sie richtete sich auf, wie um einen Druck abzuschütteln. Und ging rasch und ohne nach ihm hinzusehen quer durch das Zimmer zur Thür und hinaus.

Sie hatte oben ihr Zimmer noch nicht aufgeschlossen, als sie an den vielen Schritten auf Treppen und Korridor hörte, daß die Pensionäre sich verzogen.

Sie machte ihre Thür zu und setzte sich aufs Sofa.

Er reiste. Und er hatte von ihr Abschied genommen.

In seiner Musik hatte er von ihr Abschied genommen.

Sie konnte nichts anderes denken. Sie konnte auch nichts thun.

Aus der Abenddämmerung in ihrem Zimmer wurde es Dunkel. Sie saß noch immer unbeweglich wie sie gesessen und hörte noch immer dieselben Worte: er reist; er hat Abschied genommen! als flüstere eine fremde Stimme sie ihr ins Ohr.

Es klopfte an ihre Thür, ganz schwach. Sie fuhr

auf. Das ist er! rief es in ihr. Sie war mit einem Satz an der Thür. Machte auf, aber nur eine ganz kleine Ritze: „Wer ist da?“

„Ich bin es,“ antwortete Fräulein Kathi. „Ich glaube, ich habe die Lampe zu reinigen vergessen.“

Lonny trat von der Thür zurück: „Bitte, nehmen Sie sie.“

Es kam ihr vor, als sagte sie es gar nicht mit ihrer eigenen Stimme.

Fräulein Kathi trat aus dem erleuchteten Korridor herein:

„Sie sitzen hier so im Dunkeln.“

Lonny wußte nichts darauf zu antworten.

Fräulein Kathi nahm die Lampe, ging hinaus und brachte sie sehr rasch wieder herein. Angezündet. Sie stellte sie auf den Tisch, sah sich um und sagte: „Wie Sie sich traulich eingerichtet haben!“

Die beiden Mädchen standen einander gegenüber am Tisch. Sie sahen sich über die Lampe an mit einer stummen Frage.

Wer sie zuerst gethan, das wußte keine von ihnen, aber sie war gethan.

Lonny empfand es wie eine Erleichterung. Sie fühlte sich ratlos. Sie fühlte es auf sich liegen wie das Bewußtsein eines Unrechts. Sie fühlte, daß sie etwas thun sollte, wußte aber nicht was. Sie hatte ein Verlangen, sich einem weiblichen Wesen mitzuteilen, ein so starkes Verlangen, daß sie nicht zu genau war in der Wahl. Und diese wußte schon.

Und so war der Name Jössing gefallen.

Es war Lonny, als hätte sie ihn nicht selbst ausgesprochen. Es war Fräulein Kathi, die ihn genannt hatte, sie wußte nicht, in welchem Zusammenhang.

„Ja," sagte Lonny mechanisch, „weiß Gott, was er hat!"

Fräulein Kathi sah sie ungläubig-erstaunt an.

Lonny schlug die Augen nieder auf ein Buch, das auf dem Tisch lag. Es war halb aufgeschnitten und sie fing an, es weiter aufzuschneiden.

Das Pensionsfräulein schraubte an dem Brenner der Lampe. „Sie nehmen mirs nicht übel, Fräulein Lauter," fing sie vorsichtig an.

„Nein," Lonny riß die Seiten rascher auf, „was sollte ich Ihnen übel nehmen?"

„Aber Sie treiben es zu weit mit Jössing."

Lonny sah nicht auf von ihrer Arbeit.

„Sie richten ihn zu Grunde."

Lonny ließ das Buch liegen und blickte ihr ins Gesicht:

„Ich richte ihn zu Grunde?"

„Oh, Fräulein Lauter," sagte Kathi piquiert, „thun Sie doch nicht immer so, als ob Sie nichts wüßten. Das ist doch nur Verstellung. Ich verstehe es ja ganz gut vor den anderen, aber unter uns Mädchen —, ich bitte Sie, wir sind doch keine Kinder! Die ganze Pension weiß, wie er in Sie verliebt ist, wie er Ihnen in einem fort in seinem Spiel Geständnisse macht — und daß Sie sie entgegennehmen."

Lonnys Augen schossen einen drohenden Blick hinüber zu der Sprecherin.

„Entgegennehmen ist vielleicht zu viel gesagt," zog Fräulein Miesel ihre Fühlhörner wieder ein. „Aber Sie müssen es doch auch gesehen haben, wie es mit ihm steht. Er kann sich ja nicht beherrschen. Ich war mir schon vor Wochen darüber klar, als es noch ganz in den Anfängen war. Als er sich noch zusammennahm. Schon als er Ihnen bloß am Tisch gegenübersaß und weder essen noch trinken konnte, da war es ja klar und deutlich. Und seitdem! Es wäre ja lächerlich, wie er hinter Ihnen her ist ... wenn — es einem um den armen Menschen nicht so leid thäte," verbesserte sie sich und hielt inne.

Lonny spielte mit dem Papiermesser.

„Und wo soll es denn hinaus?" fuhr das Fräulein fort, nachdem die Pause unbenutzt verstrichen war. „Er kann sich doch keine Hoffnungen machen. Das ist doch ganz unmöglich. In jeder Hinsicht ..."

Pause; die wieder unbenutzt blieb.

„Und so kann es doch auch nicht weiter gehen. Er hält es ja nicht aus. Er kommt ja von Sinnen und Verstand!"

„Ja, was soll ich denn dabei thun?" warf Lonny ein.

„Sie müssen mit ihm sprechen," versetzte das Fräulein prompt. „Sie müssen ihm sagen, daß das nicht geht. Daß er sich nichts einbilden soll. Sie müssen es wieder aus ihm herausnehmen."

„Er ist ja schon abgereist," erwiderte Lonny kurz.

„Nein, noch nicht. Er reist erst morgen früh. Er ist wieder vom Examen zurückgetreten. Er ist krank und soll sich zu Hause erholen. Aber was wird denn das für eine Erholung, wenn er immer über eins und dasselbe ... Unmögliche brütet. Sie müssen ihm seine Ruhe wiedergeben . . ."

„Ich sehe ihn ja nicht mehr."

„Das ist doch sehr leicht. Sie schreiben ihm einige Zeilen. Er ist jetzt in der Klinik. Und bestellen ihn irgendwo hin. Und da sprechen Sie sich mit ihm aus."

Lonny saß unschlüssig vor diesen erfahrenen Ratschlägen.

„Was soll denn das helfen," warf sie ein.

„Ach," Fräulein Miesel lächelte schmerzlich, „die jungen Leute sind so leicht desillusioniert. — Sie können ihn ja nur in ein Café bestellen. In eins von den weniger besuchten Cafés. Da kennt Sie kein Mensch. Sie bestellen sich eine Tasse Kaffee, und er setzt sich wie zufällig an den Tisch, und nach einer Weile steht er auf und geht weg und bald darauf gehen Sie, und auf der Straße können Sie sich ja dann ganz ungestört aussprechen . . ."

Die Pensionstochter entwickelte das alles mit großer Routine.

Lonny schwieg noch immer.

„Und wenn Sie wollen, kann ich Sie ja auch begleiten," flocht die andere en passant ein. „Es wäre Ihnen vielleicht lieber . . ."

„Ich danke Ihnen, Fräulein Kathi," sagte Lonny

kühl. „Aber ich muß erst noch allein darüber nachdenken.“

Das Fräulein zuckte die Achseln:

„Ganz wie es Ihnen recht ist.“

Sie ging hinaus und machte die Thür etwas hart hinter sich zu.

VIII.

Lonny stand und lauschte, bis ihre Schritte verklungen waren. Dann drehte sie den Schlüssel im Schloß um und fing an im Zimmer auf- und abzugehen, auf und ab, den Kopf in beiden Händen. War es so? war es wirklich? war es Liebe? so offenbar, so deutlich, daß alle diese fremden stumpfen Menschen es merkten? Und sie allein hatte nichts gemerkt?

Sie blieb mitten im Zimmer stehen. Sie fühlte, wie ein heißer Strom ihr durch den Körper schoß, wie eine weiche, milde Wärme sie einhüllte, eine Wärme, nach der sie sich so lange, so vergeblich gesehnt. War es wirklich? Sie war nicht mehr allein? Es gab jemand, für den sie eine Notwendigkeit war, einen Menschen, der immer an sie dachte, immer, sie immer gegenwärtig hatte. All die öde, leere Zwecklosigkeit ihres äußerlichen Lebens war weg . . . alles, was sie that und schaffte, bekam einen Sinn . . . es gab einen, für den sie eine Notwendigkeit war . . ."

Sie fuhr sich über die Stirn und strich das Haar zurück. Sie übertrieb gewiß! Ihre eigene Sehnsucht trat aus ihr heraus und kleidete sich in den Körper

eines anderen. Aber gleichviel! Ein warmes, echtes stummes Gefühl war ihr entgegengetragen worden, sie hatte es ja selbst gesehen; längst gesehen, nur sichs nicht eingestanden. Gesetzt: sie wußte nicht, was es war; gesetzt: es war nicht Liebe, nicht Liebe, wie sie sie verstand. Aber dieser Mensch bedurfte ihrer. Er ging frierend herum im kalten Leben, wie sie; warum sollten sie sich nicht aneinander schließen, Wärme geben und nehmen, warum sollte sie ihm nicht von ihrer Wärme geben, die keiner verlangte . . .

Ja, Fräulein Kathi hatte doch recht. Sie mußte mit ihm sprechen, ehe er reiste . . .

Sie nahm einen Bogen aus der Briefpapierschachtel und schrieb ein paar Worte darauf, couvertierte, schrieb die Adresse, zog sich an und ging aus. Gab den Brief einem Dienstmann auf der Straße und sah ihn nach der Klinik davontraben. Ging wieder nach Hause und setzte sich hin und wartete.

Eine halbe Stunde verging, eine ganze. Es klopfte niemand bei ihr an. Die Abendessenszeit kam. Sie ließ sich den Thee herunterbringen, rührte ihn aber nicht an. Die Theaterwagen rollten und rollten. Dann wurde es wieder still. Sie hörte die Flamme in der Lampe sieden und die Spannung in ihren Ohren sausen. Ihre Hände waren heiß und feucht. Sie wagte sich nicht zu regen; sie konnte es nicht über sich bringen vom Sofa aufzustehen. Wenn er nicht kam . . . wenn er nicht antwortete . . . wenn er den Brief gar nicht bekommen hatte . . .

Draußen auf der Treppe stiegen Schritte herauf . . . schwere Schritte. Hielten vor der Korridorthür still und etwas fiel in den Briefkasten. Sie hörte es ganz deutlich. Dann wurde die Klingel gezogen und die Schritte stiegen weiter, die vierte Treppe hinauf.

Sie machte ihre Thür auf, sah daß der Korridor leer war und schoß wie ein Pfeil zum Briefkasten. Dort lag nichts als eine rosa Rohrpostkarte. An sie „Ich bekam Ihren Brief eben. Ich muß Sie sprechen. Komme heute abend zu Ihnen. Ihr J.“

Sie ging mit der Karte hinein. Wie unvorsichtig — auf offener Karte! Wenn sie in andere Hände gefallen wäre. Aber das war nur ein flüchtig vorbeifahrender Gedanke, der gleich wieder verschwand.

Sie sah nach der Uhr. Es war über acht. Er mußte wohl bald kommen.

Sie setzte sich und versuchte zu lesen. Aber kein Wort drang in ihr Bewußtsein. Trotzdem las sie weiter, Seite auf, Seite nieder. Sie bemerkte es nicht, daß sie nicht wußte, was sie las. Dann und wann sah sie auf nach der Uhr. Und jedesmal war die Zeit ein Stückchen weiter geschritten.

Er kam nicht.

Eine große Müdigkeit fiel über sie. Ihre Hände waren kalt, ihre Wangen brannten. War es nicht unglaublich thöricht, was sie gethan. Warum ließ sie ihn nicht in Frieden reisen! Was ging er sie an? Und wenn alles nur Einbildung war — oder Übertreibung?

Das Fieber des Wartens ließ nach. Es war ja dummes Zeug! Diesmal wie früher. Es war ihr eigenes Blut, das ihr die starken Gefühle bei anderen vorspiegelte. Laue Gefühle, das war, was sie erfahren hatte. Starke? die hatte sie nur immer vorausgesetzt.

Das Kleid drückte sie.

Es war halb zehn. Er kam nicht mehr. Sie konnte sich ruhig ausziehen.

Wie sie ihre Taille aufknöpfte, klingelte es. Ganz schwach, der Klöppel schlug kaum an. Sie stand, die Taille halb offen. Ihr erstes Gefühl war: nicht aufschließen. Aber sie fühlte es so deutlich, daß jemand draußen stand und wartete. Sie knöpfte ihre Taille zu und ging hinaus.

Durch die Gardine der Glasthür sah sie, daß er es war.

Sie schob den Riegel zurück, wandte sich um und ging wieder in ihr Zimmer. Er ging hinterher, trat ein und blieb, den Hut in der Hand, an der Thür stehen.

„Entschuldigen Sie, daß ich so spät komme," sagte er fast stammelnd. „Ich mußte . . . das Reisegeld . . . das hielt mich so lang auf."

Sie wollte ihn bald los werden. Er durfte hier nicht lange bleiben. Sie wandte sich voll um nach ihm.

„Jössing."

„Ja, Fräulein Lauter."

„Was hatten Sie heute abend?"

Er preßte die Lippen zusammen, eigensinnig.

„Was hatten Sie heute abend?"

„Warum wollen Sie es wissen, Fräulein Lauter? Es ist besser, Sie wissen es nicht."

„Warum sangen Sie das Lied?"

Er nahm den Hut aus einer Hand in die andere. Er sah erhitzt aus, als ob er viel gelaufen wäre. Seine Augen funkelten auf.

„Weil ich Ihnen damit Lebewohl sagen wollte, Fräulein Lauter."

„Mit dem Liede zum Preise des Nordens?"

„Ja. Sie sind für mich, was das Lied ausdrückt. Etwas Klares, Frisches, Großes. Man kann es nicht haben, aber es thut einem wohl, daß es da ist."

Lonny kamen die Thränen in die Augen. Sie schluckte ein paarmal, ehe ihre Stimme klar war.

„Sagen Sie das? derselbe, der sich zum Medium an fremde Menschen hergab?"

„Sie wollten ja nicht."

„Und was hätte es Ihnen geholfen, wenn ich es gethan hätte?"

„Ich hätte mich selbst vergessen. Ich wäre in Ihnen versunken. Und das wäre mir die liebste Form gewesen, mich loszuwerden."

„Und jetzt?"

„Jetzt reise ich heim."

„Und dort?"

„Dort?" er zuckte die Schultern, gleichgültig, als ginge ihn das nichts an.

„Sie haben Ihr Examen aufgegeben?"

„Ja."

„Warum?“

„Es ist mir so gleichgültig, wie alles andere.“

„Jössing!“

„Ja.“

Lonny rang die ineinandergeschlungenen Finger hin und her. Das Blut stieg ihr in den Nacken.

„Kann ich etwas dazu thun, daß Ihnen alles das weniger gleichgültig wird?“ fragte sie leise.

Sein Gesicht wurde sehr blaß.

„Warum fragen Sie so, Fräulein Lauter? Sie kennen mich nicht. Es ist nichts an mir dran.“

„Und wenn ich das nicht fände?“

Er sah in seinen Hut nieder.

„Dann irren Sie sich.“

Lonny suchte nach Worten.

„Sie reisen jetzt?“

„Ja, morgen früh.“

„Und lassen alles so hinter sich. Ihre Zukunft ...“

Er sah verstohlen zu ihr auf mit einem glücklichen, fast leichtsinnigen Lächeln:

„Ich nehme ja diesen Augenblick mit.“

IX.

Mehrere Wochen waren vergangen. Auf den Straßen wurden schon überall die Frühlingsblumen des Südens feilgeboten.

„Ja, das gnädige Fräulein ist zu Hause," antwortete der stramme vornehme Diener auf Lonnys Frage. Er nahm ihre Karte und öffnete ihr die Thür zum Salon.

Es war ein großer, überaus reich ausgestatteter Raum, in den sie trat. Durchweg modernisierter Renaissancestil. In einer Ecke ein Zimmer im Zimmer. Ein Baldachin, von Pfeilern getragen, mit Gobelins und Vorhängen umkleidet, hohe, fürstliche reichgeschnitzte Stühle, ein hochlehniges Sofa, Schemel, Bänke, Tabourets mit kostbarer eingelegter Arbeit; auf einem achteckigen Tischchen wie verlegen ein Strauß Schneeglöckchen. Durch zwei in die Wand gefügte Spiegel, die wie offene Thüren wirkten, dehnte sich der Raum in die Länge und Breite zu seinem doppelten Umfang aus; er schien unendlich. Drei- oder viermal war er durch Vorhänge auf drehbaren Stativen abgeteilt, und jede dieser Nischen war wie ein verschwiegenes Nest,

in dem man zwischen Polstern und Teppichen versinken konnte. Lonny war hier einige Abende vorher zur Soirée gewesen, und da hatten zwischen allen diesen Vorhängen, Draperien und Verkleidungen rote, grüne und blaue Glühlichter, anzusehen wie große phantastische Blumen, hervorgelugt, weiße elektrische Lilien waren zwischen den grünen üppigen Blattpflanzen hervorgewachsen, und über dem Flügel, dessen Klaviatur allein aus Decken und Behängen hervorsah, hatten sich rote feurige Rosen, bald aufblitzend, bald verlöschend, verschlungen.

Es war der Chef einer reichen Berliner Bankfirma, der seiner schönen jungen Frau diesen Salon zum Geburtstag geschenkt hatte, worauf er dann auf jener Soirée von einem kleineren Kreise eingeweiht worden war.

Die Thür zum Speisesaal öffnete sich. Es funkelte heraus von weißem Damastgedeck, Silber und Krystall. Ein paar auffallend hübsche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, sprangen Lonny entgegen.

Hinter ihnen kam eine hohe, schlanke Dame, ganz einfach und schwarz gekleidet.

„Geht nun mit Mademoiselle spazieren und laßt euch von Nanny anziehen," sagte sie zu den Kindern und schob sie hinaus.

Dann ging sie auf Lonny zu und drückte ihr die Hand mit einer warmen, ausdrucksvollen Herzlichkeit.

„Meine Schwester ist gestern mit dem Schwager verreist," sagte sie. „Es wird ihr sehr leid thun, Sie

nicht zu treffen. Sie ist sehr entzückt von Ihnen. Sie sammelt förmlich jede Plauderei, jedes Skizzchen und Feuilleton von Ihnen. Sie hat eine ganze Mappe „Lonny Lauter". Ein etwas schwermütig mokantes Lächeln glitt über ihr Gesicht.

„Aber Ihr Herr Schwager unternahm doch eine Geschäftsreise," warf Lonny ein.

Die schlanke Dame in dem einfachen Schwarz lächelte wieder dasselbe Lächeln.

„Das macht keinen Unterschied," sagte sie. „Er kann nicht ohne seine schöne Frau sein. Darum hat er sie ja geheiratet."

Der stramme vornehme Diener zeigte sich wieder an der Thür.

„Kommen Sie," sagte die Schlanke in verändertem Ton. „Helfen Sie mir frühstücken. Sonst muß ich ganz allein in dem großen kalten Staatsraum sitzen. Et j'ai une malaise d'être servi par ce monstre raide et correcte," sie warf einen Seitenblick auf den Diener.

Lonny lachte, und sie gingen Arm in Arm in das große, halbdunkle, ganz holzgetäfelte Gemach, aus dem der gedeckte Tisch wie ein weißer schimmernder Fleck hervorleuchtete.

Der Diener ging lautlos ab und zu. Schenkte Wein ein, reichte die Croutons, den Hühnerragout, das Eingemachte zum Biskuit. Die schlanke schwarze Dame sagte nicht viel und Lonny auch nicht.

Als die Mahlzeit beendet war, befahl die Schlanke! „Servieren Sie den Thee im Salon." Der Diener

nahm das Tischchen mit dem silbernen Samowar und trug es vorsichtig hinüber. Brachte dann die feinen Täßchen und die Schalen mit Zucker und Citronenscheiben auf einem japanischen Plateau und verschwand.

„So,“ sagte die schlanke, schwarze Dame und glitt langsam in einen niedrigen weichen Lehnsessel. „Jetzt sind wir unter uns.“ Sie goß ein und reichte Lonny den Thee, schob ihr die Schachtel mit Bostandjoglo-Cigarretten zu, riß ein Streichhölzchen ab und zündete erst Lonnys, dann ihre Cigarrette an.

„Dies ist noch meine einzige Ausschweifung,“ sagte sie und blies ein feines Wölkchen vor sich hin.

„Nun, und jetzt erzählen Sie mir, wie Sie leben,“ fing sie an, neigte sich vor und stützte ihre lange feine Hand auf Lonnys Knie.

Lonny sah ihr gerade in die Augen. Beider Blicke hingen eine Weile ineinander, fragend und antwortend.

Die Hand der Schlanken glitt von ihrem Knie. Ein leises bitteres Lächeln spielte um ihren feinen blassen Mund.

„Ja, ja,“ sagte sie und nickte. „Sie haben Ihre Schriftstellerei, und ich habe meine Schule. Sie sind wirklich eine sehr gute Feuilletonistin, und ich bin wirklich eine sehr gute Lehrerin. Ich säße auch jetzt nicht so am Vormittage bei Ihnen, wenn meine Kinder nicht die Masern hätten, und der kleine Privatzirkel zeitweilig aufgelöst wäre.“ Sie sah vor sich hinaus mit einem langen starren Blick ihrer ernsten braunen

Augen. „Man erzählt aber doch von Ihnen, daß Sie einen jungen Mediziner ganz vernarrt gemacht hätten," fügte sie lächelnd hinzu.

„Der ist weg — nach Hause," sagte Lonny kurz.

„Zur Korrektion," die Schlanke lächelte wieder ihr schwermütiges mokantes Lächeln. „Ich verstehe es übrigens nicht," fuhr sie nach einer Pause fort, „Sie, Lonny Lauter, Sie, mit Ihrem Temperament, Ihrem guten warmen Herzen und frischen warmen Blut, pikant und bekannt in der Welt, Sie sollten doch geliebt werden können!"

„Ich?" sagte Lonny und sah auf. Ihr Blick fiel in den großen Wandspiegel gegenüber. Sie erblickte sich darin und neben sich die schlanke Schwarzgekleidete. Es frappierte sie lebhaft, wie schön die Stellung derselben war mit den langgestreckten weichen Rundungen der Glieder. So schöne Formen! und so schöne Farben! Ein stolzes Profil mit gebogener Nase, wie es in alten Adels- und Gelehrtenfamilien nicht selten ist; das Haar natürlich wellig, von einem glänzenden Bernsteinblond. Sie sah sich selbst daneben und fand ihren Mund zu groß und ihre Nase zu klein, ihre tiefliegenden schwarzblauen Augen zu funkelnd und ihre kleine kräftige Gestalt zu robust. Sie wies mit ihrer kurzen, nervigen Hand in den Spiegel und sagte:

„Da! Fräulein Elise Bruzelius. Da sehen Sie mich und da sehen Sie sich! Welche hat mehr Anwartschaft geliebt zu werden? Und doch sitzen Sie hier neben mir, F r ä u l e i n Elise Bruzelius."

Die andere stand plötzlich auf und ging weg, in die Fensternische.

„Sprechen Sie nicht von mir," sagte sie heftig. „Rühren Sie nicht an mein Leben, ich leide es nicht, daß man an mein Leben rührt!"

Lonny stand gleichfalls auf, erstaunt und verletzt und griff nach ihrem Hut, den sie abgenommen hatte.

„Das fällt mir nicht ein," sagte sie kalt und empfindlich. „Dies war übrigens eine unerlaubt lange Visite. Ich empfehle mich, Fräulein Bruzelius."

Sie raffte ihre Handschuhe auf und ging zur Thür. Auf dem weichen Teppich hörte sie nicht, wie jemand ihr nachfolgte. Sie griff eben nach der Klinke, als eine weiche Hand zaghaft über ihre Wange strich.

„Lonny!"

Sie wandte sich um.

Fräulein Bruzelius stand vor ihr mit ausgestreckten Händen.

„Nicht hitzig werden, Lonny," sagte sie schelmisch und bittend. „Daß ich so antwortete, muß doch Ihre Eitelkeit befriedigen. Es war doch ein Zeichen, daß der Stich schmerzte. Ja, ich sitze hier, das einunddreißigjährige Fräulein Elise, und ich werde hier sitzen, bis ich sechzig Jahre alt bin, als Tante Elise im Hause meiner reichen Schwester, die ihre Schönheit so einträglich verwertet hat. Denn für mich verändert sich nichts mehr."

Lonny wies nur stumm auf das schöne Bild vor

ihr, das jetzt von einem anderen draperieverkleideten Spiegel zurückgeworfen wurde.

Das Fräulein sah hinein.

„Ich sehe gut aus," sagte sie, „und noch jung, nicht wahr? Und doch ist die Zeit für mich vorbei, denn hier inwendig," — eine Handbewegung auf ihre Brust — „hier inwendig ist alles alt und grau. Aber da innen in Ihnen," sie tippte mit dem Finger nach Lonnys stramm über die Büste spannender Taille, „da ist alles noch grün und frisch und erwartungsvoll. Und davor möchte ich Sie bewahrt wissen, Lonny, vor meinem Schicksal. Denn mir wird es leichter werden, es zu tragen, als es Ihnen würde."

„Wissen Sie, Fräulein Bruzelius," Lonny sah sie mit den ehrlichen Augen eines Kindes an, „ich bin jetzt achtundzwanzig Jahre — ich habe ein paar Anträge gehabt, und ich habe mich mehrere Male vorübergehend verliebt ... geliebt, so, was Sie darunter meinen — das habe ich noch nie. Vielleicht kommt es nie."

„Kommen Sie, Lonny," sagte die andere. „Wir wollen uns mal die Sache ein wenig klar machen." Sie faßte sie unter den Arm und fing an mit ihr im Zimmer auf- und abzugehen. „Woran kann das liegen, daß Sie nicht geliebt haben, die doch — und das wissen Sie selbst — dazu geschaffen ist; und daß ich nicht geliebt habe, die ... auch dazu geschaffen ist. Liegt es an den Männern, denn es gab ja Männer, die uns begehrten — oder liegt es an uns? Ich weiß

von mir" — sie sprach sehr langsam und leise und wie zu sich selbst — „wenn einer mich begehrte, wie ich begehrt sein möchte — wenn einer alles von mir begehrte, mein ganzes Wesen, wenn ich für einen alles sein könnte, so daß mit mir ihm das Leben golden und ohne mich ihm das Leben schwarz wäre ... dann würde ich mit ihm auch alles ertragen, Armut und Entbehrung und Verachtung. Dann wäre nichts für mich da auf Erden als er, und ich kennte keine Rücksicht als die auf ihn. Aber sehen Sie, dieser eine, der kam nie! Auch nicht für Sie! Und darum haben Sie nie geliebt und ich nie geliebt, denn dies Feuer, das unsere instinktive Sprödigkeit geschmolzen hätte — es schlug uns nie entgegen. Und wenn ich sechzig Jahre alt sein werde, ich werde es nicht bereuen, als alte Jungfer zu sterben, so wenig wie mir jetzt davor graut, daß ich es von Tag zu Tag mehr werde. Aber die Männer meiner Kreise — erst der Professorenkreis meines Vaters und dann der Börsenmenschenkreis meines Schwagers — von denen hatte keiner etwas Ganzes zu geben, denn keiner von ihnen war ganz. Sehen Sie, meine Schwester — sie nahm den reichsten unter ihren Verehrern, und sie thut noch ein Übriges, um ihn recht verliebt zu machen. Sie hat sich nie was aus ihm gemacht, weder damals noch jetzt — aber er hat nun mal diese hervorragende Disposition zum guten Ehemann ... und darum kann er sie keine vierundzwanzig Stunden entbehren. Angenehm, was? Um mich hat einer geworben — jetzt ist er

ein leider berühmter Ästhetiker — weil ihn die Musik meiner Formen berauschte, aber mein innerstes Gefühl, mein persönlichstes Wesen — das war ihm Hekuba! Ein anderer wollte mich als die Tochter meines Vaters, ein dritter als die Schwägerin des Börsenkönigs. Zwei oder drei — noch vor acht Tagen einer — freiten um mich, weil sie überhaupt heiraten wollten. Es sind viele Verse auf mich gemacht worden — aber ihre Dichter liebten in mir ihre eigene Eitelkeit, oder ihre eigene Begierde. Und sehen Sie, dazu sind wir Frauen jetzt schon zu differenziert. Die Herren Männer haben jetzt mehr Ansprüche als je zur Wahrung ihres Ichs — aber wir mögen unser Ich auch nicht vor die Hunde werfen. Und so geht's, wie es geht."

Sie hatte sich heiß gesprochen. Ihre Wangen glühten in zwei roten Flecken. In ihren Augen brannte ein trockenes Feuer.

„Und nun, Lonny," sie stellte sich plötzlich vor sie hin und legte ihr beide Hände auf die Schultern. „Nun sind Sie wohl nicht mehr gekränkt? Ich hab's gut gemacht? Ich habe mein Herz vor Ihnen umgekrempt und meine sehr alltägliche Geschichte herausgeschüttelt. Aber nun sage ich Ihnen selbst Lebewohl. Ich bin nicht gewohnt, mein Gleichgewicht zu verlieren, und ich möchte Sie nicht zur Zeugin haben, wie schwer oder wie leicht ich es wiedergewinne."

X.

Als Lonny nach Hause kam, fand sie im Korridor vor ihrem Zimmer eine kleine Versammlung, bestehend aus Frau Rätin Miesel, Fräulein Kathi und Herrn Linäus. Die Thür zu einem Zimmer am Ende des Korridors stand offen, und sie verhandelten alle drei eifrig. Frau Rätins breites rotes Gesicht war ganz überglänzt von einem fettblanken Lächeln, Fräulein Kathi lächelte auch, aber nicht ganz so wohlwollend, und Herr Linäus grinste mit allen seinen schwarzen Zähnen. Er hielt einen Brief in der Hand, in den Fräulein Kathi ihm über die Schulter hineinguckte.

„Wissen Sie schon das Neueste, Fräulein Lauter,“ rief Frau Rätin Lonny entgegen. „Jössing kommt wieder!“

Durch Lonny ging es wie ein starker Schlag. Sie fühlte ihr Herz unbegreiflich laut und heftig klopfen und auf einmal still stehen. Schweigend zog sie den Schlüssel zu ihrer Stube aus der Tasche und schloß auf.

„Freuen Sie sich denn nicht ein bißchen, Ihren Anbeter . . .“ fuhr Frau Rätin unbesonnen fort, aber

eine Ellenbogenberührung ihrer Tochter ließ das weitere ungesagt bleiben.

Lonny war wieder ganz beherrscht.

„So? Kommt er wieder?“ sagte sie gleichgültig.

„Ja, ich bekam heute einen Brief von ihm,“ Linäus schwenkte nachlässig einen Briefbogen mit zwei engbeschriebenen Seiten in der Hand, „worin er mich bittet, ein billiges Zimmer für ihn zu bestellen. Es wird dann wohl am besten sein,“ fuhr er, zur Rätin gewandt, fort, „er zieht mit mir zusammen und wir nehmen das Zimmer hier nebenan mit dem Alkoven.“

Das Zimmer stieß mit der einen Wand an das Lonnys.

„Wie geht es ihm denn?“ warf Fräulein Kathi ein.

„O, er ist wieder ganz hergestellt,“ versetzte Linäus, und fuhr anzüglich fort: „die nervöse Erregung, in der er sich in der letzten Zeit befand, ist vollständig beseitigt und wird wohl kaum wiederkommen.“

Lonny ging in ihr Zimmer und hörte sie noch eine Weile nebenan sprechen und arrangieren.

Sie setzte sich ans Fenster und saß da lange, unbeweglich. In ihr redete eine Stimme wunderliche, thörichte, unwahrscheinliche Dinge. Die harte Wirklichkeit des Lebens schwand um sie weg, Märchenstimmungen, erste Jugendträume, alle die Erwartungen des erwachenden Kindes, die so rasch getäuscht und geknickt worden waren, standen wieder aus ihrem Scheintode auf. Im Ofen knisterte und knackte das feuchte Holz und gab diesen schwebenden Em-

pfindungen eine eigene Traulichkeit. Die Wärme von draußen, die in einem breiten gelben Sonnenstreifen hineinfiel, und die Wärme drinnen, die der Ofen ausstrahlte, wiegten sie ein in einen Zustand von Halbschlummer und Halbbewußtsein. Der Tag verging, ohne daß sie etwas zu thun vornahm. Ihr war wohl in diesem Müßiggang. Aber unter ihm zitterte wie eine schwirrende Saite ununterbrochen eine eigene Spannung.

Am anderen Tage, als sie in das Speisezimmer trat, stand Jössing da unter den anderen. Sie sah an ihm vorbei und gab ihm keine Gelegenheit, sie zu grüßen. Als er endlich, wie alle ihre Plätze einnahmen, in ihre Nähe gedrängt wurde, that er es steif und fremd.

Lonny sprach wenig und aß wenig. Eine unverhältnismäßige Enttäuschung war über sie gekommen. Sie fühlte sich ganz krank davon. Das Essen war schlecht, die Menschen und ihre Gespräche waren stumpf und leer, das Schlimmste aber war Jössing. Wie konnte sie für diesen Menschen nur einen Augenblick lang ein Interesse gehegt haben? Da saß er mit dem großen, blassen Gesicht, der schlechten Haltung, in seinen alten armseligen Kleidern, armselig an Körper und Seele, und sah noch ebenso abwesend, so ungeschickt, so schlafwandlerisch in sich versunken aus wie früher. Die erste Frühlingssonne spielte über den Tisch, über die Köpfe der Speisenden, über sein glattes, blankes, schwarzes Haar. Dies fette schwarze Haar war ihr

geradezu widerlich anzusehen. Und sogar der Sonnenschein war so unbeschreiblich trivial in dieser Umgebung.

Sie ging gleich nach dem Essen hinauf in ihr Zimmer, warf neue Scheite in den Ofen, setzte sich davor und versenkte sich ganz in das Geprassel des unter den Flammen krachenden Holzes. Sie wollte nichts hören, nichts sehen, nichts wissen. Es war alles so abgeschmackt, so dumm. Sie selber auch. Der Kopf that ihr weh; jedes einzelne Haar auf ihrem Kopfe in seiner Wurzel. Sie nahm ihr Gesicht in beide Hände und deckte die Finger vor die Augen.

Es klopfte ganz leise an ihre Thür. Sie hörte es nicht. Es klopfte noch einmal.

„Herein!“ sagte sie gleichgültig und stand auf.

— — — Sie sah ihn vor sich stehen, aber nur erst mit den Augen. Sie begriff es noch nicht. War es Jössing, der jetzt durch ihr Zimmer ging, als hätte er Erlaubnis dazu? Derselbe Jössing, den sie noch eben so blöd und widerwärtig gefunden? Er war nicht widerwärtig. Sein bescheidener Blick war fest und klar, seine Wangen gerötet, seine Haltung spannkräftig wie die eines Menschen, der einen großen Entschluß durchführt. Er ging von der Thür weg nach dem Fenster. Sie sagte nichts, sah ihn nur fragend an.

„Ich bin wiedergekommen, Fräulein Lauter,“ sagte er.

Sie antwortete nichts.

„Ich bin wiedergekommen,“ fuhr er mit einer Stimme fort, die immer leiser wurde, je mehr er sich

in Aufregung sprach, „weil . . . ich ohne Sie nicht sein kann. Als ich wegging, da glaubte ich es zu können. Da glaubte ich, die Erinnerung würde genug sein, um davon zu leben. Aber sie war nicht genug. Sie zog nur und zog — dahin, wo Sie waren. Sie setzte sich um in Sehnsucht — in eine Sehnsucht, die nach und nach keine Rücksicht mehr kannte . . . auch nicht auf Sie. Ich wagte nicht zu schreiben. Ich wagte nicht um Erlaubnis zu fragen, ob ich kommen dürfe. Sie konnten nein sagen. Dieses Nein aber vermochte ich nicht zu riskieren. Dagegen lehnte sich etwas in mir auf, das es mir zu wohl that, erwachen zu fühlen, etwas, das ich schon lange nicht gefühlt . . . die Lebenslust. Sie kam von Ihnen. Sie haben sie in mir geweckt. Sie sind so stark, Fräulein Lonny. Sie strömen so viel Kraft aus. Ihr Wesen ist Lebenskraft. Dulden Sie mich in Ihrer Nähe. Gestatten Sie mir, daß ich Sie sehen darf. Nur sehen. Ihre starken Blicke auf mir fühlen. Mich stark wachsen unter Ihren Blicken. Sie sind für mich die große Synthese, in der sich alle Widersprüche auflösen. Sie sind für mich das Ja auf alle Nein des Lebens. Als ich Sie kennen lernte, war ich sehr lebensmüde. Ich mochte nicht mehr leben. Mir war es einerlei, auf welche Art ich zu Grunde ging, wenn es nur überhaupt ohne viel Zeitverlust vorbei sein konnte. So zeigte ich mich Ihnen. So haben Sie mich beurteilt. Aber jetzt ist das anders. Sehen Sie, ich bin sogar schon so lebensdurstig, daß ich es über mich gewann, frech zu sein

. . . und ich bin gewiß nur allzuwenig frech und roh von Natur. Ich drängte mich hier ein; in dies Pensionat, wo Sie wohnen; nur um in der Atmosphäre zu sein, die von Ihnen ausgeht; ich setzte Linäus, meinen alten Landsmann und Abscheu deswegen in Bewegung. Er ist froh, wenn jemand ihm die Wohnungskosten tragen hilft — und ich bin zu mittellos, um ein Zimmer allein zu mieten . . ."

„Aber das kann ja nicht gehen," sagte Lonny mechanisch.

„Es wird schon gehen," er lächelte froh, daß sie ihm überhaupt eine Antwort gegeben auf die lange stockende Rede, in der so viele Kunstpausen durch sein Atemholen entstanden waren, Pausen, die sie hatte vorübergehen lassen, ohne sie zu unterbrechen. „Er ist ja den ganzen Tag nicht zu Hause und ich habe die Nachmittagsstunden in Frieden für mich zum Studieren."

Lonny antwortete nicht. Eine Stille trat ein. Sie beugte sich zum Ofen nieder, an dem sie noch stand, und legte ein paar Scheite auf die verkohlenden, sah zu, wie sie Feuer fingen und horchte auf ihr Prasseln.

Als sie aufblickte, hatte er sich ganz dem Fenster zugekehrt. Sie sah die reine weiche Linie seines Profils sich scharf abzeichnen, und daß seine Haltung freier und sicherer war als früher. Wie sie ihn betrachtete, begegneten sich ihre Blicke. Und sie blieben ineinander hängen.

Sie kam langsam näher, auf ihn zu, wie gezogen, bis sie vor ihm stand.

Seine Augen ruhten auf ihr, als die des Mannes auf dem Weibe.

Sie schlug die ihren plötzlich nieder.

„Ich will sein, was Sie in mir finden," sagte sie leise. „Ich will es für Sie sein."

„Danke."

Das Wort kam kaum hörbar. Er ergriff die Hand, die sie ihm hinstreckte.

„Und jetzt gehen Sie," sagte Lonny. „Und damit ich sein kann, was Sie wollen, nehmen Sie Rücksicht auf mich und brechen Sie mir nicht wieder so in mein Zimmer."

XI.

Der Zug pfiff und hielt an der kleinen Rahnsdorfer Station. Ein paar Bauern und Arbeiterfrauen kletterten heraus und aus der zweiten Klasse stiegen ein Herr und eine Dame. Während der Zug verschwand und die Bauersleute den Weg zum Dorfe einschlugen, standen sie und sahen sich um wie unschlüssig. Dann schienen beide zugleich einen Fußpfad zu entdecken, der durch den Wald, die Bahnstrecke entlang, in der Richtung nach Friedrichshagen lief. Sie schlugen ihn ein. Es war ein ganz junger Mann, groß und breitschulterig, und eine recht junge Dame mit einem jener Gesichter, die durch ihren lebensvollen und wechselnden Ausdruck auffallen. Sie gingen beide ein wenig voneinander entfernt, als seien sie noch nicht recht sicher, zusammen zu gehören. Keins von ihnen sprach, und doch war etwas in ihrer Haltung, als lausche jedes auf das Reden des anderen. So gingen sie weiter, immer tiefer hinein in den Kiefernwald, der hier so dicht und unberührt und fast unbetreten ist. Niemand begegnete ihnen. Nur einmal

kam ein Dachshund herangelaufen und beschnupperte sie, bald darauf erschien auch der Förster in seinem grauen Rock mit grünen Aufschlägen. Dann waren sie wieder allein.

Die Baumwipfel neigten sich und schwankten im Winde, der über sie hinfuhr. Unten aber war es still. Das Moos schwoll hinter ihnen wieder auf und verwischte die Spuren ihrer Tritte. Die Sonne schien warm und gleichmäßig herab und löste den Harz- und Ozonduft der Stämme und Fichtennadeln, das Moos duftete seinen feuchten Erdgeruch auf, und von einer Strecke Haide, die neben dem Walde herlief, wehte der süße Geruch der knospenden Erika ihnen entgegen.

Über ihnen hüpften die Finken neugierig von Zweig zu Zweig, lockten und sangen.

Und eine Stille war um sie herum, als läge die Natur unbeweglich, mit offenen Augen und belausche ihr eigenes Erwachen. Und die Kiefernstämme in unendlichen Reihen hielten Wache um sie herum, damit kein Hämmern der Fabriken, kein Knirschen der Sägemühlen, die an ihren Brüdern fraßen, zu ihnen hereindringe.

Es war nicht das erste Mal, daß die beiden so allein durch die Wälder in der Umgegend Berlins streiften. Lonny war ein Landkind und hielt es nie lange ohne Unterbrechung in der lärmenden, überreizt geschäftigen Stadt aus. Und jetzt war sie ganz egoistisch froh, den Gefährten zu haben, der sie begleiten konnte, ohne ihr eine der Ungelegenheiten zu machen, die sonst das Temperament der Teilnehmer in die Landpartieen

bringt. Sie hatten sich freilich beide nicht getraut, gleich so anzufangen. Das erste Mal war ein Ausflug zu Dreien in Gesellschaft von Fräulein Kathi verabredet worden. Aber im Augenblick des Aufbruchs war Fräulein Kathi plötzlich unwohl geworden, und da machten sich beide in Gottes Namen allein und mit einem Seufzer der Erleichterung auf den Weg.

Lonny ging und lauschte dem Locken und Singen der Vögel, und es lockte und sang in ihrem Herzen. Ihr war so unendlich, so sonnig und erwartungsvoll befriedigt wohl. Das Leben stand nicht mehr draußen, wie so viele Jahre vorher, nicht mehr draußen, bei allen anderen, ohne daß es je zu ihr hereinkonnte, sondern es war bei ihr, es ging neben ihr in der Gestalt dieses jungen stillen Menschen, um den alle ihre Gedanken sich breiteten, wie die Flügel der Tauben über ihre Jungen.

Lonny wußte nicht, wie das gekommen war. Sie wußte nicht einmal, daß es gekommen war. Sie war darin, und es war in ihr; das, was dahinter lag und was kommen sollte, war, als sei es nicht gewesen und würde nicht sein. Eine große und seltene Veränderung war in ihr vorgegangen. Es war etwas in ihr wach geworden, was in den wenigsten Frauen wach wird, und was so zart und ungreifbar ist, daß noch kein Wort dafür gefunden worden. Es war noch nicht Liebe, dieser purpurne Tag, durch den das Blut schimmert in roten Strömen, es war auch nicht Begierde mit ihrem hitzigen, stark ausdünstenden Tieratem, — es

war nur eine stumme Bereitschaft zur Hingabe, die Körper und Seele durchzog wie eine weiche Wärme. Ihre Haut war zarter geworden, ihr Blick milder, ihre Stimme sanfter. In ihrem ganzen Wesen war eine schmeichelnde Güte, die alles Herbe und Spröde aufgesogen hatte.

Es war plötzlich gekommen, wie der Frühling über Nacht kommt, seit jenem Nachmittag, da er in ihrem Zimmer zu ihr gesprochen. Es war schon dagewesen in ihrer Antwort: „Ich will für Sie sein, was Sie in mir suchen.“ Denn in dem Moment hatte sie sich von ihm gefunden gefühlt. Mit seinen Worten hatte er für sie selbst ihr innerstes Weibwesen aus dem Banne gelöst; so wie ihr Bild in seine Seele gefallen war so fühlte sie, daß sie war, — das fühlte sie, hatte sie zu geben. Eine warme Wonne durchdrang sie, da zum ersten Male der Mann kam, der sie nicht modeln wollte nach sich, sondern der zu ihr sagte: „so wie du bist, so bedarf ich deiner; weil du so bist, wie du bist.“ Sie fühlte, daß sie erlöst war aus der Einsamkeit, in der sie herumgegangen, daß die Brücke, die sich nie hatte finden wollen, geschlagen war zwischen ihr und dem Manne.

Was weiter kommen sollte — was ging es sie an? Sie lebte im Nu. Einmal ohne Sehnsucht und ohne Vermissen im Nu. Ihr war wohl, wo er war. Wo er nicht war, da konnte sie nicht sein. So kam es, daß sie verschwunden war aus dem Kreise ihrer Bekannten. Sie machte keine Besuche mehr und empfing

ungern Besuche. Die Tage kamen und gingen, und jeder fand sie allein in ihrem Zimmer, schreibend, lesend oder müßig. Denn sie war jetzt viel müßig. Das Bedürfnis nach Zerstreuung, Anregung, Gesellschaft, das sie sonst umhergetrieben, war erloschen und hatte ihr viel Zeit hinterlassen. Sie konnte stundenlang in ihrem Sofa sitzen, unbeweglich, in die Ecke gedrückt, in einer stillen, frohen Verwunderung. Die Bücher, die sie las, bekamen einen anderen Sinn für sie, etwas Echteres, Tieferes, einen klopfenden Pulsschlag. Sie war immer sehr wählerisch in ihrer Lektüre gewesen; jetzt wurde sie noch wählerischer. Ihre Bücher waren ihre Gesellschaft, ihre Vertrauten in den langen, einsamen Tagen. Jössing sah sie nur bei den Mahlzeiten und sprach oft tagelang kein Wort mit ihm. Aber sie hörte ihn. Sie kannte seine Art, den Schlüssel ins Schloß der Korridorthüre zu stecken, sie aufzudrücken und zuzuwerfen. Dann lauschte sie, wie seine Schritte an ihrer Thür vorüberkamen, sich entfernten und im Korridor um die Ecke bogen. Gleich darauf hörte sie ihn hinter der Wand hin- und hergehen, eine Schublade aufziehen, vor sich hinsingen. Dann wurde es still. Er studierte jetzt sehr fleißig.

Aber sie hatten doch beide das Bedürfnis, zusammen zu sein. Dann genügte ein Blick bei Tisch. Und er lief hinter ihr die Treppe hinauf nach der Mahlzeit und während er an ihr vorüberkam, oder ihr im Korridor auswich, warf er oder sie ein Wort hin. Dies Wort bestimmte das Zusammentreffen. Und manchen

dunklen Februarabend war sie ihm mit Herzklopfen nach der Klinik, wenn er den Nachmittagsdienst hatte, entgegengegangen; bald nach der Yorkstraße, wo er Assistent in der Privatklinik eines Arztes war, bald nach der Invalidenstraße. Diese langen Wanderungen in den verschneiten Straßen, oder mit dem aufgespannten Regenschirm waren ihr ein eigener träumerischer Genuß. Nahe dem Ziel aber wurde sie jedesmal nervös und so eigen gespannt. Es war nicht sicher, wann er abkommen konnte. Und dabei war er so kurzsichtig. Sie konnten sich so leicht verfehlen. Aber sie verfehlten sich nie. Regnete es, was ihnen beiden immer am liebsten war, so gab sie ihm den Regenschirm und schob ihren Arm unter den seinen. Dann fühlte sie seinen Fuß mit jedem Schritt ihr Kleid nach rückwärts schleudern, oder beim Ausweichen eines Vorübergehenden seinen Körper sich an ihren drücken und es durchrieselte sie, und ihr Herz schlug plötzlich lauter. Auch er war nicht ruhig. Oft merkte sie, wie der Arm, auf dem ihre Hand lag, zitterte und ihre Hand mit einem leisen Zucken an sich drückte. Sie erwiderte den Druck nicht. Aber sie wartete immer auf ihn mit Spannung.

Bei diesen langen Abendspaziergängen, wo die Abwesenheit greller Lichter die Vertraulichkeit begünstigte und das stete Umgebensein von Menschen doch den Moment fernhielt, an dem beide Teile fühlten, auf jenen Punkt der Vertraulichkeit gelangt zu sein, der mehr verlangt, hatten sie einander erst kennen gelernt.

Was früher die Musik andeutend und aufregend vermittelt hatte, das fand jetzt seinen direkten und ruhigen Austausch. Seitdem spielte er fast nie mehr vor ihr. Und wenn es doch zuweilen am Abend im Salon geschah, während Herr Mertens, Fräulein Kathi und Frau Rätin nebenan im Speisezimmer Karten spielten, dann war das aus seinem Spiel verschwunden, worin früher der Reiz desselben für Lonny bestanden hatte. Es wirkte wie eine Ernüchterung auf beide. So blieb das Klavier ungeöffnet. Sie forderte ihn nicht mehr auf und er rührte nie mehr von selbst an die Tasten.

Statt dessen fand sich eine andere Unterhaltung, die ihnen bedeutend mehr Freude machte.

Auf ihren Abendwanderungen, besonders der langen Promenade von der Yorkstraße, entdeckte bald er, bald sie, daß sie Hunger hatten. Sie riskierten sich in das Hackerbräu am Belle-Allianceplatz und fanden es nicht nur leer, sondern mit seinen dunklen Holztäfelungen und Abteilungen auch sehr anheimelnd. Sie bestellten sich zwei Bier und einige belegte Brötchen und Jössing ließ sie sich so von Lonny servieren, daß sie sie immer durchteilen mußte. Von dem, welches sie nahm, aß er regelmäßig die zweite Hälfte und sah dabei sehr glücklich aus.

Oder sie nahmen Plätze nebeneinander zur Sonntag-Vormittagsprobe der Philharmonischen Konzerte. Zusammen gingen sie nie hin. Sie sprachen auch nicht miteinander, während sie da Seite an Seite saßen. Aber sie saßen dann in dieser tausendköpfigen Menge

fremder und gleichgültiger Menschen Seite an Seite. Und der Moment, wenn der Zuletztkommende den anderen schon antraf und mit einem Blick grüßte, ging immer wie ein Wonneschauer durch sie hindurch. Lonny genoß die Musik durch Jössing, die Töne durchschauerten sie und geigten in ihrem Innern, wenn sie sah, wie er im Genießen aufging. Sie fühlte, wie sein ganzes Wesen sich löste, bebte und zitterte. Zugleich überkam sie eine unbestimmte Pein. Sie empfand, daß etwas in ihm vorging, woran sie nicht teil hatte. Und wenn sie ihn dann später am Mittag- und Abentisch wiedersah, war er in sich gekehrt und versunken in trübe Stimmung.

Zuweilen ließ es sich doch nicht vermeiden, daß Lonny eine Abendeinladung zu einer Familiengesellschaft annahm, oder die Première eines Stücks besuchte, über das sie schreiben mußte. Diese Abende waren für sie Stunden süßer Erwartung. Sie saß sanft und lächelnd zwischen den Gästen, pflichtete jeder Äußerung bei, die an sie gerichtet ward, und widersprach auch den abgeschmacktesten Behauptungen der fadesten Gecken und verzogensten Töchter nicht. Man fand sie allgemein vorteilhaft verändert und einnehmender als je. Ein junger Verlagsbuchhändler, der schon längere Zeit im Sinn gehabt, mit Hilfe einer litterarisch angehauchten Gattin einen Salon zu gründen, ward so entzückt von ihr, daß er zwischen dem Wildbret und Dessert ihr einen nur schwach für alle Eventualitäten verblümten Heiratsantrag machte. Sie hätte auch darauf fast ja

gesagt, wie sie jetzt zu allem ja sagte, denn sie hörte nur ganz ausnahmsweise etwas von dem, was man zu ihr sprach. Ihre Seele und ihre Sinne waren zu voll von der einen Empfindung, daß die Zeit verging, ganz langsam, aber stetig, und daß der Augenblick immer ein bißchen näher und näher rückte, wo er die Straße heruntergeschritten kommen würde, am Hause vorbei, hinaufsehen würde zu den erleuchteten Fenstern und dann in der Allee oder dem Fußsteig gegenüber hin- und herwandern würde, bis sie die Treppe herunter und durch das hohe Portal kam und über die Straße ging und er sie erkannte an dem weißen Shawl um den Kopf und dem weißen Pelzwerk der Rotunde. Manchmal war es ihr schwer genug, eine angebotene Begleitung loszuwerden, und gewöhnlich brach sie, um das zu vermeiden, früher auf, als alle anderen.

Aber wenn sie dann wieder nebeneinander gingen, ungestört, durch die stillen Straßen! Er ihr sein Tagewerk erzählte und sie sich über die Gesellschaft lustig machte. Sie legte es dann darauf an, ihn zum Lachen zu bringen, zu einem lauten, unwillkürlichen, unhemmbaren Lachen, wie sie lachte. Aber das gelang selten. Er hatte einen schärferen Sinn für das Komische als sie, aber sein stiller, schwermütiger Humor äußerte sich ungern anders als in einem Lächeln.

Während sie in den hellen warmen Räumen in eleganter Toilette saß, wußte sie, daß er draußen ging und fror und naß wurde in seinen ungenügenden Kleidern. Und daß es ihr so leid that, verdoppelte

ihre Sehnsucht nach ihm. Und wenn sie dann bei ihm war, ließ sie sich mit Freuden durchregnen und durchwehen auf der Fußwanderung nach Hause. Denn sie gingen stets. Einmal hatte es besonders gegossen. Es war der erste starke Frühlingsregen. Sie hörte ihn gegen die Scheiben prasseln und einige aus der Gesellschaft gingen ans Fenster, um sich das Ereignis zu betrachten. Sie mit. Die Familie, bei der sie zu Besuch war, bewohnte das Parterre und die Laternen warfen lange flackernde Lichtstreifen auf das nasse Trottoir. Auf demselben ging eine Männergestalt mit aufgeschlagenem Rockkragen im Regen hin und her. Sie erkannte ihn, wie er in den Lichtstreifen kam. Die Thränen traten ihr in die Augen. Sie ging plötzlich vom Fenster weg. Aber es zog sie unaufhörlich dahin zurück. Es wurden musikalische Vorträge ausgeführt, die sich sehr in die Länge zogen. Sie durfte es um so weniger wagen, aufzubrechen, weil der vor dem Hause Auf- und Abwandernde bemerkt worden war.

„Auf wen wartet denn der im Platzregen?" hatte jemand gefragt.

Mehrere Herren gingen ans Fenster.

„Das ist ja Jössing," sagte einer verwundert.

„Was ist denn Jössing für ein Licht?" fragte sein Nebenmann.

„Er ist gar kein Licht," antwortete der andere. „Er ist nur mein Mitassistent in der chirurgischen Klinik von Dr. Rotter."

Als Lonny die Gesellschaft verließ, that sie, als

sähe sie den Auf- und Abwandernden nicht, der ihr geduldig folgte. Erst als sie um die Ecke gebogen war, ließ sie ihn herankommen, und während sie barmherzig ihren Regenschirm mit ihm teilte, überschüttete sie ihn mit Vorwürfen für seine Unvorsichtigkeit, unter den Laternen zu promenieren und sie dadurch allen möglichen Eventualitäten auszusetzen. Sie wurde dabei so heftig, daß sie sich selbst mit Erstaunen zuhörte und nicht begriff, wie sie ihn so behandeln konnte. Er schwieg und ließ alles stumm über sich ergehen. Als sie eine Strecke gegangen waren, bemerkte sie, daß er so sonderbar mit den Füßen auftrat.

„Was haben Sie denn in den Stiefeln?" warf sie hin.

„Wasser," antwortete er ruhig.

Lonny wurde plötzlich von heftiger Reue ergriffen.

„Es thut nichts," beruhigte er sie mit seinem immer etwas schwermütigen Lächeln, „meine Stiefel sind nur erneuerungsbedürftiger, als bei solchen Naturereignissen angenehm ist!"

Inzwischen aber waren die Abende immer länger und heller geworden und mehr als einmal waren sie schon Bekannten begegnet, die Lonny oder Jössing grüßten. Im Pensionat zischelte man hinter ihrem Rücken und Fräulein Kathi ließ zuweilen, wenn nicht gerade zu viel Zeugen zugegen waren, moralische Bemerkungen über Vornehmthuerei und Heimlichthuerei fallen. Da beschlossen sie dem Ärgernis vorzubeugen und sahen einander nur noch auf kleinen Ausflügen.

XII.

In die Luft war Stille gekommen, die Sonne brannte stärker, der Wald duftete heißer, ein Schwirren von Insekten und Vogelstimmen war um sie herum. Die Häuser von Friedrichshagen waren zwischen den Stämmen aufgetaucht und wieder verschwunden, als sie sich rechts in den Wald nach Dallwitz zu schlugen. Ihre Schritte wurden müder und ihr Gang langsamer. Jössing hatte sich eine Cigarette angezündet und ging und träumte vor sich hin. Dann und wann bückte er sich nach einer mageren Frühlingsblume, die zwischen dem Moos hervorsah, pflückte sie und reichte sie Lonny. Sie hatte schon einen ganzen Strauß.

„Wollen wir uns nicht setzen?“ fragte er. „Ich breite meinen Rock auf den Boden. Wir haben beide Platz darauf.“

„Ach nein,“ sagte Lonny. Sie hatte eine unbestimmte Furcht vor etwas, das geschehen könnte, wenn sie beide in dieser schwülen Waldstille so eng nebeneinander säßen. Sie ging in einer Beklommenheit, in der ihr dann und wann die Sinne schwanden, als schliefe sie im Gehen ein. Auf ihre Wangen brannte

und stach die starke Frühlingsluft; sie war müde und ihre Füße glitten auf den glatten Tannennadeln aus.

„Es kann nicht mehr weit zum Försterhaus sein," tröstete sie sich und ihn. „Dann bekommen wir auch etwas zu essen und zu trinken."

Sie gingen wieder schweigend weiter. Jössing betrachtete sie verstohlen und zärtlich von der Seite.

Er hatte sich in diesen Monaten sehr verändert. In seine Augen war Glanz, in seine schmäler gewordenen Wangen eine gesunde warmbräunliche Farbe gekommen. Sein Blick war gerade, sein Gang leicht und seine Haltung sicherer und selbstbewußter. Er sah aus wie ein Mensch, der sich von einer schweren Krise erholt. In seinem ganzen Wesen lag etwas von dem träumerischen Behagen eines Rekonvalescenten. Seine Schönheit, die plötzlich auffällig geworden war, hatte auch etwas von diesem Zug. Die feinen Linien seines Gesichts waren noch immer sehr weich, aber es war nicht die Weichheit der mangelnden Widerstandskraft, sondern die Weichheit eines sich sonnenden Gemütes. Sein schwarzes Haar, frisiert und kurzgeschnitten, stand ihm üppig und wellig um den Kopf. Das Kinn, bläulich von starkem Bartwuchs, war frisch rasiert und der kurze Schnurrbart gepflegt. Der gefährliche Zauber des Mannes, der sich eben im Zeitpunkt seiner Kraftentfaltung befindet, ging von ihm aus.

Lonny war die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, fast plötzlich auf einem solchen Ausflug bewußt geworden. Sie vermochte ihm seitdem nicht mehr

voll in die Augen zu sehen und wich der Berührung seiner Hand aus, wenn er ihr etwas reichte.

Das Försterhaus tauchte zwischen den Bäumen auf; klein und niedrig mit einigen Tischen und Bänken vor der Thür. Lonny setzte sich gleich auf die Bank vor einen Tisch und Jössing ging ums Haus, die Försterin zu suchen, um etwas Eßbares zu bestellen.

Sie mochte aber nicht so still dasitzen. Sie stand gleich wieder auf und schlenderte der Chaussee von Hoppegarten zu.

Als sie sich umwandte, sah sie ihn fast laufend um das Haus zurückkommen. Er sah unruhig und enttäuscht aus, da er die Bank, wo sie gesessen, leer fand, holte im Laufen seinen zweiten Kneifer hervor, setzte ihn auf und suchte sie mit den Blicken.

Sie fand das so komisch und zugleich so beglückend. Blieb stehen, wo sie stand. Er konnte gern noch etwas nach ihr suchen.

Da bemerkte er sie und ging ihr entgegen. Das Lächeln auf ihrem Gesichte schien ihn zu kränken. Er blieb stehen und ließ sie herankommen.

„Warum liefen Sie denn so?“ fragte sie neckend.

„Warum ich lief,“ wiederholte er fast ärgerlich. „Weil ich eben keine Minute von Ihnen weg sein kann. Ich gehöre mir ja selbst nicht mehr.“

Die Försterin kam mit Milch und Brot. Sie hätte nichts anderes, sagte sie. Es war eine lange, magere, vergrämt aussehende Frau. Das Gesicht von

jener großlinigen Schönheit, die nicht Jahre noch Kummer zerstören können.

„Wer so sein Leben beschließen müßte!" sagte Lonny, als die Frau in dem niedrigen einsamen Häuschen verschwunden war.

„So werde ich wohl mein Leben beschließen," meinte Jössing. „Auf einem kleinen ärmlichen Doktorat irgendwo in Nordschleswig oder Jütland. Einsamer als die Frau hier, denn sie hat es wenigstens ganz einsam, nicht den täglichen, zerrüttenden Umgang mit kleinlichen, klatschhaften Provinzhonoratioren. Und hätte ich Sie nicht getroffen, Fräulein Lauter, so hätte ich's wahrscheinlich schon bis in die Nervenheilanstalt oder das Leichenschauhaus gebracht."

„Pfui, Jössing," rief Lonny peinlich aufgeschreckt, „warum fangen Sie jetzt damit an!"

„Sie haben mir ja auf dem ganzen Wege Muße genug gelassen, meinen Gedanken nachzuhängen," versetzte er in seinem langsamen, korrekten, fremdanklingenden Deutsch.

Lonny saß ohne Antwort.

„Sie mißverstehen mich jetzt bestimmt, Fräulein Lauter," fuhr er lächelnd fort. „Ich bin gar nicht melancholisch. Ich bin jetzt immer unbeschreiblich gut aufgelegt. Leichtsinnig lebensfroh! Ich habe fast alles, um glücklich zu sein. Einen neuen Frühlingsanzug und 200 Kronen bar heute vom Vater per Postanweisung. Ich sitze sogar mit Ihnen hier vor dieser Hütte in diesem märkischen Zahnstocherwalde. Und

wenn wir heimkommen, gehen Sie in ihre Stube und machen mir die Thür vor der Nase zu, und ich habe Geld zum Bummeln. Mehr soll der Mensch nicht verlangen."

Durch Lonny ging es wie ein schwacher Stich. Eine heiße Welle schoß hinterdrein und stieg ihr brennend in die Augen. Es zog sie, sich an ihn zu lehnen, den Kopf auf seiner Schulter, ihre Augen in den seinen und auf ihren Lippen die Worte, die sich schon lange in ihr wiederholten: „Ich will ja, was du willst." Aber es kam nie dazu, es gab etwas, was sie zurückhielt; war es Scheu vor ihm, oder vor sich selbst, oder das Bedürfnis des Weibes, nicht zu handeln, sondern den Mann handeln zu lassen. Sie wußte es nicht; sie fühlte nur, daß die Pause lang wurde, und fragte gedankenlos, um ihr ein Ende zu machen:

„Was schreibt denn Ihr Vater?"

„Er schreibt an seinen grönländischen Memoiren."

„Was . . . ?" Lonny wachte auf und lachte.

„Lachen Sie nicht so frivol," sagte Jössing. Er lag vor ihr ausgestreckt im weichen Moos und sah ihr versunken ins Gesicht. „Diese grönländische Geschichte ist ja eben mein Verhängnis. Dort wurde ich ja geboren."

„Das ist schon so lange her!"

„Ja, es ist sechsundzwanzig Jahre her, aber ich fühle es noch in allen Gliedern."

„Daß Sie in Grönland geboren wurden?"

„Wissen Sie, Fräulein Lonny, Sie sehen heute

ganz aus wie ein ausgelassener Backfisch. Sie sind eigentlich noch unglaublich jung."

„Älter als Sie!"

„Was thut das? Ihr Empfinden, Ihre ganze Art, das Leben zu nehmen, Ihr Lachen selbst — alles ist an Ihnen noch so frisch, so unverbraucht, so aus erster Hand. Sie haben noch so unendlich viel Zeit vor sich. Aber ich! Da sitzt jetzt mein Alter und schreibt an der Geschichte seiner Jugendmisère, als wär' das was Besonderes. Es war nichts Besonderes daran, nicht einmal, daß wir Geschwister dabei zur Welt kamen. Und das einzige Besondere dabei, daß meine Mutter während ihrer sechs Jahre Grönlandleben wie in einer Nacht von Melancholie und schlaffer Ergebung herumging, das wird er sich hüten hinzuzuschreiben. Das geht ja nicht in der Kirchenzeitung. Das kann er sich ja als Pastor nicht einmal selbst eingestehen."

„Es ist mir eigentlich immer so wunderlich, daß Sie Pastorssohn sind, Jössing. Ich kann mir das gar nicht so recht denken."

„Das kann sich die Seemannstochter gar nicht denken? Das ist ja eben auch der Unterschied zwischen Ihnen und mir. Vielleicht ist es das, weswegen ich nicht ohne Sie sein kann und doch nicht zu Ihnen kann. Ihr Vater war aus einem reichen Bürgerhaus und lief davon, mit vierzehn Jahren zur See, segelte um die Welt und heiratete eine friesische Bauerntochter. Sitzt jetzt auf seinem Leuchtturm und hat die

Unendlichkeit noch immer alle Tage vor Augen. Mein Vater hungerte sich durch die Lateinschule auf die Universität, demütig und geschmeidig mit gesenkten Blicken. Eine Pastorsstelle in Grönland war für ihn eine herrliche Aussicht, auf die er zehn Jahre wartete, zehn Verlobungsjahre. Er und sie waren ja alte Leute, als sie sich heirateten. Ich habe meinen Vater nie anders als ohne Haare und meine Mutter ohne Zähne gekannt. Von ihr bekam ich dann die Musik in den Leib, die immer in mir rumort wie ein schmerzliches Leiden."

„Warum gehen Sie ihr denn nicht nach?"

„Ich sollte ja nicht. Mutter ist ja eben aus so einer alten Musikantenfamilie mit verkommenen Genies. Ein Bruder von ihr lebt hier in Berlin. Ich besuche ihn manchmal. Er hatte eine schöne, blödsinnige Tochter, ein reizendes Geschöpf, und was für Augen! Es ist ein Jammer. Und einen Sohn . . . Musik bis in die Fingerspitzen wie der Vater — aber verbummelt. Beide immer betrunken —"

„Wovon leben sie denn?"

„Sie spielen Tanzmusik, hier und da, auf — auf den öffentlichen Bällen . . ." Er sagte es so leise, als fürchte er, sonst jemand könne es hören. „Die Frau hält das Bißchen zusammen, was sie ihnen aus den Taschen nimmt, wenn sie schlafen. Es ist eine sehr ordentliche Frau," fügte er wieder mit sicherer Stimme hinzu.

„Und Ihr Vater fürchtet, Sie könnten ebenso werden?"

„Wahrscheinlich wohl. Ich war auch nahe genug daran — vor einigen Monaten. Das heißt — getrunken habe ich nie; das ist keine Versuchung für mich. — Aber das andere, meinen Sie; Sie sehen mich so fragend an —"

Lonny wurde rot und sog eifrig an einem Grashalm.

„Nein, auch das andere war keine Versuchung für mich, Fräulein Lonny. Nicht so wie für die anderen meines Alters. Die käufliche Liebe war mir immer widerlich. Ich habe noch nie ein Weib angerührt."

Lonny ließ den Strohhalm fallen, wandte langsam den Kopf und sah hinein in den Wald. Es war ihr, als ginge ein kalter Schauder durch die Natur, etwas wie eine fröstelnde Enttäuschung. Ihre Augen folgten dem Spiel der blanken Sonnenflecken im Moose. Aber sie sah sie nicht.

„Wissen Sie, Fräulein Lonny, daß ich eigentlich schon in Sie verliebt war, ehe ich Sie gesehen hatte," Jössing lächelte in sich hinein. „Linäus kam eines Tages, nachdem Sie ins Pensionat gezogen waren, ganz begeistert zu mir und schwärmte zwei Stunden lang von Ihnen. Ich war damals ganz interesselos. Ich fühlte mich fremd in Berlin und wußte, daß das hier nie anders werden würde. Ich fühlte mich gepeinigt von meinem Studium, das so viele sterile Sensationen giebt. Ich brachte meine Zeit noch am liebsten im Kinderhospital zu, wo ich mit Kindern ohne Nasen oder heraushängenden Zungen Ball spielte. Sie konnten trotzdem ganz liebe Dinger sein. Ein bißchen mehr oder

weniger Krankheit, das hat ja gar nichts zu sagen, wenn einem das ganze Leben so krank und leer, so als ein schlechter Spaß erscheint. Nun, und da kam Linäus ganz voll von Ihnen zu mir. Aus seiner dummen Schilderung ging doch etwas Apartes hervor. Etwas Eigenes, Stolzes, eine Weibpersönlichkeit. Sie kamen mir seitdem nicht aus dem Sinn. Ich dachte Sie mir und phantasierte Sie mir zusammen, ich war immer in Ihrer Gesellschaft. Ich fühlte meine Einsamkeit nicht mehr als Pein, sondern wie eine Zuflucht."

„Und darauf wollten Sie mich kennen lernen?"

„Nein, das eigentlich nicht. Das kam ganz zufällig. Ich hatte schon ein paar Tage nicht zu Mittag gegessen. Ich aß damals sehr unregelmäßig — aus verschiedenen Gründen. Das wußte Linäus. Und da nahm er mich einmal in die Pension zum Mittagessen mit. Als Sie hereinkamen, wußte ich gleich: das ist sie! Aber meine Augenlider waren wie gelähmt. Ich konnte nicht aufsehen."

„Und später?"

„Nun, das ist ja übergegangen, wie Sie sehen. Aber etwas anderes ist eigentlich auch damit übergegangen. Die heftige Erschütterung, das, was die Franzosen le coup de foudre nennen. Ich möchte damit nicht das einmalige Einschlagen der Liebe bezeichnen, sondern den jedesmaligen Choc, den die Nähe des geliebten Weibes hervorbringt. Ich bin jetzt ruhig in Ihrer Nähe."

Lonny sah mit einem eigenen traurigen Blick auf ihn nieder.

Jössing fing ihren Blick auf.

„Ich glaube, Sie beurteilen mich zu sehr aus Ihrem deutschen Temperament heraus,“ sagte er etwas verstimmt. „Wir Dänen sind nicht anders. Sie wollen mich zu schneidig, zu preußisch. Für das deutsche Weib nach 1870 ist der Mann, der wahre, der echte Mann so eine Art Centaur . . .“

Lonny kitzelte ihn mit einem Hälmchen unter der Nase. Er nieste.

„Nun ja, das gefällt Ihnen nicht zu hören,“ er zog sein Schnupftuch hervor und rieb sich die juckende Stelle. „Bleiben wir auf dem Boden der deutschen Realität und sagen Sie mir, was die Uhr ist. Meine ist noch im Leihhaus.“

Lonny sah nach der Uhr und sprang auf. „Ja, nun müssen wir aber rasch machen. Es ist hohe Zeit für den Zug.“ Sie bezahlten und gingen durch den Wald zur Station.

Als der Zug auf dem Bahnhof Friedrichstraße hielt und sie beide aufstanden, um auszusteigen, sagte Jössing nach dänischem Gebrauch: „Dank für heut.“

„Dank für heut,“ erwiderte Lonny. Dann gingen sie auf verschiedenen Wegen nach der Dorotheenstraße.

— — — — — — — — — — — — — —

Am Speisetisch der Pension herrschte eine ungemütliche Stimmung. Das Zimmer war voller Sonnenschein und Essengeruch. Man saß zu eng, hatte es zu heiß und fühlte jene unbestimmte Gereiztheit, die immer mit der beklommenen Stadtluft und der ersten

starken Wärme kommt. Als Lonny und Jössing, beide noch mit den geröteten, erhitzten Gesichtern der Landausflügler sich an den Tisch setzten, fühlten sie plötzlich die allgemeine Stimmung gegen sich. Herr Mertens witzelte halblaut zu Fräulein Kathi, die grau und mürrisch dasaß, und Linäus grinste ihnen frech und anzüglich ins Gesicht.

Während des Essens wurde die Feindseligkeit noch deutlicher. Dr. Bätz überhörte zum ersten Male ostentativ eine Frage, die Lonny an ihn richtete. Linäus' unverschämte Anspielungen wurden belacht. Nach und nach fielen die Namen der Straßen und Orte, wo Jössing und Lonny zusammengetroffen waren, auch solcher, wo sie nicht zusammengetroffen waren. Man ließ merken, daß man längst wußte, was sie verborgen zu halten gemeint, und mehr zu wissen glaubte, als sie zu verbergen hatten.

Beim Kaffee sang Linäus ein bekanntes Reichshallen-Couplet mit eingelegten Ortsnamen.

Lonnys Wangen glühten, ihr zusammengepreßter Mund und ihre geblähten Nasenflügel verrieten, daß sie sich kaum beherrsche. Sie sah auf Jössing, der am Klavier in den Noten blätterte, mit einem Blick, der fragte: „Warum läßt du das geschehen? warum trittst du nicht auf?" Aber Jössing schien nichts zu bemerken, weder ihren Blick noch die immer deutlicher werdenden Anspielungen.

Lonny sah ihn noch einmal verwundert an. Sie wußte, daß sie jetzt, am Anfang, noch persönliche Macht

genug hatte, um die Mäuler zu stopfen. Aber sie wollte ihm, der in diesem Fall ihr natürlicher Beschützer war, nicht vorgreifen. Sie empfand es, als läge eine Demütigung für ihn darin, wenn *sie* sich selbst verteidigte. Und darum schwieg sie.

Aber auch Jössing schwieg. An diesem Tage wie an allen folgenden. Er saß ruhig, mit etwas zusammengepreßten Lippen, und überhörte und ignorierte alle Angriffe. Und mit jedem Tage wurde Lonnys Stellung schwieriger. Jetzt *mußte* sie schweigen, jetzt konnte nur er allein noch durch etwas Durchgreifendes sich und ihr Achtung schaffen. Doch es geschah nichts.

Sie begriff es nicht.

Aber sie wartete. Sie wartete darauf von Tag zu Tag, von jedem Male, wo sie beleidigt worden, zu jedem neuen Male, wo sie beleidigt ward. Es mußte ja einmal kommen. Er mußte sich ja einmal aufraffen. Sie verstand nicht, warum das ihm so schwer zu werden schien. Aber sie fühlte, wenn er es *nicht* könne, dann müsse sie ihn loslassen. Sie fing an, sich seiner zu schämen. Und sonderbar! je länger sie wartete und je deutlicher sie sich schämte, desto stärker und bewußter wuchs die blinde Hingebung, mit der sie an ihm hing.

XIII.

Heiße Tage kamen und heiße helle Abende mit raschen Sonnenuntergängen und fiebernden Nächten. Die grauen, blendenden, glühenden Häuserreihen ergossen ihren Menscheninhalt auf die Straßen, die voll waren von natürlichen Blumen in Körben und künstlichen Blumen auf den Hüten der Damen, wie die Luft voll war von natürlichen und künstlichen Düften. Alles ging paarweise, alles suchte sich zu festen oder losen Verhältnissen. Neue Toiletten kamen ans Licht und neue Begierden erwachten aus dem Winterschlaf. Überall wurden Bekanntschaften gemacht oder erneuert, in den Pferdebahnen, auf den Trottoirs, unter dem knospenden Grün des Tiergartens und an den bunten Tischen unter den Zelten. Die Männer schienen einnehmender und die Frauen schöner geworden zu sein und die ganze Welt jünger.

Lonny stand vor ihrem Spiegel und knöpfte sich die Handschuhe. Auf ihren Wangen lag eine feine fiebernde Röte und in ihren Augen ein sehnsüchtiger, verlangender Glanz. Sie war sehr kokett gekleidet in einen blauen Rock, der ihre kleinen Füße in ganz neuen

glanzledernen Schuhen freiließ, eine crêmeweiße Überjacke spannte fest um ihre straffe, schlanke Büste, und auf dem hochgekämmten, unruhig geringelten Haar hatte sie eine kleine Sommertoque, die ihr ungewöhnlich gut stand. Der crêmefarbene Sonnenschirm lag auf dem Tisch neben dem einen langen gelben schwedischen Handschuh.

Auch bei ihr war alles voll von Blumendüften. Reseden standen auf den Fensterbrettern und Primeln und italienische Narzissen in Schälchen und Vasen auf dem Tische.

Sie stand vor dem Spiegel zwischen den Fenstern und blickte durch die Scheiben hinaus auf die Straße.

Es war taghell, aber draußen wurden schon die Laternen angezündet.

Im Pensionat war es ganz still. Alle waren ausgeflogen in den Sommerabend.

Wenn es nur dunkler werden wollte. Sie hatte mit Jössing einen Spaziergang durch die Friedrich- und Leipzigerstraße hinaus nach den Zelten verabredet. Dort wollten sie zu Abend essen. Lonny war unvorsichtig geworden. Sie scheute sich nicht mehr, sich mit ihm öffentlich zu zeigen. Sie war ja kein gewöhnliches junges Mädchen; sie war selbständig und lebte von ihrer eigenen Arbeit. Sie hatte ja außerdem einen Namen als Theaterrecensentin und Schriftstellerin, da durfte sie sich wohl etwas mehr erlauben als die Familientöchter. Das waren die äußeren Gründe. Der innere war: sie fand keine Ruhe, sie ertrug es nicht

mehr ohne die Nähe des Geliebten. Seine Gegenwart dämpfte das Fieber, das in ihren Adern klopfte, wenn sie allein war; sie versank in das Bewußtsein, ihn neben sich zu haben, wie in ein kühlendes, beruhigendes Bad. Es war ihr genug, seine Hand auf dem Tische oder seine Profillinie von dem flackernden Lichte der Gasflamme abgezeichnet zu sehen, wenn sie, meist schweigsam, in einem Gartenlokal nebeneinander saßen, um sich wohl und befriedigt zu fühlen. Aber diese Stimmungen hielten nicht mehr vor, wenn sie allein war. Eine peinigende, aufschreckende Unruhe war dann in ihr, Tag und Nacht, ein Zweifel, von dem sie selbst nicht begriff, woraus er entstand und worauf er sich richtete, ein Zweifel an ihm, an seiner Aufrichtigkeit; nein das war es nicht, es war mehr, es ging tiefer, in das Centrale seines Wesens hinein, das ihr immer noch verhüllt war, das sich ihr immer noch entzog, als wollte er nicht gekannt sein. Sie liebte ihn trotzdem. Trotz so vieler Trotzdem! In ihrer Natur, in der nichts halb war, mußte sich groß wachsen, was einmal darin Wurzel geschlagen. Aber in seiner? Stand er nicht immer noch in seinem Verhältnis zu ihr auf dem Punkt, wie an jenem Abend, da er ihr das Geständnis machte vor seiner Abreise nach Hause; oder auf jenem anderen, da er sie liebte aus den Schilderungen von Linäus, ohne sie je gesehen zu haben? Liebte er sie? So wie sie war? Oder liebte er nur jene andere Lonny, die Körperlose, die in seiner Phantasie lebte?

Lonny fror plötzlich. Ein Schauder lief ihr über den Rücken und bis in die Haarwurzeln. Einmal, zweimal. Sie fühlte eine Leere um sich herum und bis tief in die Herzfasern. Wenn sie allein blieb? Wenn sie schon allein war? immer allein gewesen war? wie früher, wo ihr das Alleinsein als das Natürliche erschienen. Wenn sie ebenso allein gewesen wäre, trotzdem daß er in ihrem Leben war? Wenn sie von dem Gaukelbild, daß er da war, gelebt hatte, wie er von dem Gaukelbild jener anderen Lonny in seiner Phantasie?

Die Korridorthür schlug zu mit einem Knall. Wichtige knarrende Schritte gingen durch den Gang, an ihrer Thür vorüber um die Ecke.

„Bist du noch zu Hause?“ hörte sie hinter der Wand neben Linäus' Stimme. „Hör' jetzt auf zu studieren. Wo ist meine Bartwichse? Ich mache mich nur noch etwas fein, dann gehen wir zusammen flanieren. Herrlicher Abend! Sei mir dankbar, daß ich dich mitnehme.“ Einige Worte folgten, die sie nicht verstand.

„Willst nicht?“ rief gleich darauf Linäus aufgebracht. „Die alte Kokette da nebenan wartet wohl wieder auf dich?“

Sie hörte Jössings Stimme, verstand aber nicht, was er antwortete.

„Mach' dich doch nicht!“ schrie Linäus dagegen. „Ich hab' sie ja schon aufgedonnert am Fenster stehen sehen.“

„Schweig!“ sie hörte es deutlich mit Jössings Tonfall. Es war im Hause so still, daß sie fast jedes weitere Wort verstehen konnte.

„Du Esel! Das geriebene Weibsstück! Du machst dich ja lächerlich!“ Linäus wurde immer wütender und überschrie den Widerspruch des anderen.

Es fielen Worte, die Lonny nicht für möglich gehalten hätte mit Bezug auf sich; sie stand da, besudelt, in einem Licht, in dem es ihr unglaublich erschienen wäre, dargestellt zu werden. Sie zitterte vor Zorn, ihre Hände ballten sich. Plötzlich bemerkte sie, daß Jössings Widerspruch ganz verstummt war. Der andere redete nur noch allein und schrie sich immer mehr in Wut.

Eine jähe Furcht, zugleich mit einem abscheulichen Verdacht stieg in ihr auf. Mit einem Satz war sie an ihrer Thür, riß sie auf, stürmte in den Quergang, stieß die Thür zu Linäus' und Jössings Stube, die sie nie betreten hatte, auf, und stand mit funkelnden Augen und glühendem Gesicht vor den beiden jungen Leuten.

Ihre Erscheinung war so plötzlich und ihre Haltung so gebieterisch, daß Linäus einen Augenblick blaß und verwirrt dastand. Jössing hatte über ein Buch gebeugt, die Ohren in die Hände vergraben, gesessen. Er sprang auf in einer aufgelösten Fassungslosigkeit und stammelte mit dem Ausdruck eines Menschen, der von sich ist:

„Sie haben gehört . . .“

Linäus versuchte begütigend zu lächeln.

„Ich habe gehört,“ sagte Lonny, „was Sie den gemeinen Menschen dort sagen ließen, ohne ihm zu antworten, wie er es verdient . . .“

„Mit anderen Worten: Sie haben gehorcht,“ grinste Linäus.

Jössing stand einen Augenblick wie ein Taumelnder. Dann packte er den anderen bei den Schultern, schüttelte ihn und schmiß ihn wie ein Bündel von sich.

„Bitt ab,“ stieß er hervor, mit gelähmter Zunge.

Linäus suchte sich loszuringen.

Lonny war schon aus der Thür hinaus und in ihrem Zimmer.

Ein flaues, halbbefriedigtes Gefühl erfüllte sie wie eine Übelkeit. Sie hatte Jössing unrecht gethan. Er hatte ja gehandelt, wie es ihm zukam. Aber war sie deswegen weniger besudelt durch diese Scene? Und wäre diese Scene möglich geworden, wenn er früher gehandelt hätte, — vor dem ganzen Pensionat, statt hier an einem Einzelnen? Das wäre besser gewesen.

Nebenan hörte man Poltern, Möbel krachen und lautes Durcheinanderreden, in dem Jössings Stimme, heiser und mit einem fremden Klang, dominierte. Plötzlich wurde es still. Gleich darauf wurde an ihre Thür geklopft.

Es war Linäus. Hinter ihm im Korridor hielt sich Jössing.

„Ich komme, um abzubitten,“ sagte er. In seinen Augen funkelte doch die niedergehaltene Bosheit.

Lonny wandte sich um vom Fenster, an dem sie gestanden.

„Hinaus!“ rief sie. „Ich habe mit Ihnen nichts zu schaffen.“

Die Thür schlug zu. Sie ging hin und schloß sie ab.

„Ja, was geht denn hier vor?“ hörte man von der Hintertreppe Frau Rätins Stimme.

„Ich zieh aus!“ schrie Linäus.

Dann wurde alles still. Einige Minuten, oder eine Viertelstunde lang. Lonny wußte es nicht. Sie horchte angespannt. Die Zeit kam ihr unendlich vor. Würde Jössing jetzt nicht zu ihr kommen?

Plötzlich hörte sie Schritte. Seine. Sie kamen näher, sie waren an ihrer Thür . . . zögerten sie? Sie gingen vorüber. Ja, sie gingen vorüber, wirklich und deutlich. Den Korridor entlang — zur Thür. Sie hörte den Riegel zurückschieben und die Thür zufallen . . . die Schritte auf der Treppe verhallen . . .

Lonnys Herz klopfte immer lauter und lauter, immer höher in ihrem Halse.

Sie ging ans Fenster, machte es leise auf und lehnte sich hinaus. Nach einer Weile sah sie ihn die Straße überschreiten und die Dorotheenstraße hinuntergehen nach der Friedrichstraße zu. Er schien ihr so wunderlich im Zickzack zu gehen. Aber das schwache Abendlicht war zu undeutlich, um etwas näher zu unterscheiden.

Wie es lang war zur Nacht. So unendlich, so

öde lang. Lonny kauerte auf dem Sofa, die Füße unter sich gezogen, und rührte sich nicht. Nicht einmal, um nach der Uhr zu sehen. Sie hörte die Pensionäre allmählich nach Hause kommen, einen nach dem anderen, und wie das Haus nach und nach still wurde und in Schlaf versank. Nur seine Schritte hörte sie nicht. Als die Nacht unbeweglich und lautlos zu brüten anfing, wurden die Schläge einer Uhr von irgendwoher vernehmlich. Sie schlug halb und voll. Einmal, zweimal, dreimal. Je mehr es zum Morgen ging, desto rascher, schien es Lonny, folgten sich die halben Stunden. Er kam nicht! Wo war er? Was that er?

Um halb vier überwältigte sie die Müdigkeit, sie tastete sich nach ihrer Schlafkammer, die auf den Hof hinausging. Warf ihre Kleider ab und fiel fast besinnungslos aufs Bett. Sie hatte kaum die Decke über sich gezogen, als sie schon schlief.

XIV.

Sie erwachte davon, daß an der Klingel gezogen wurde. Sie hatte es ganz deutlich im Schlafe gehört. Fuhr auf und sprang im Nachthemd ins Nebenzimmer, an die Thür. Im Vorbeilaufen sah sie nach der Uhr auf der Konsole. Es war acht.

Jemand klopfte an ihre Thüre.

Die Stimme des Stubenmädchens: „Gnä' Fräulein, es sind ein paar Briefe für Sie da."

Sie streckte die Hand durch die Thürspalte und nahm sie entgegen. Der eine war von einer Redaktion. Der andere: eine flüchtige Handschrift auf schlechtem Papier. Die Hand, in der sie ihn hielt, zitterte, daß sie die Aufschrift kaum lesen konnte.

Sie setzte sich auf einen Stuhl am Fenster und betrachtete das kleine Couvert. Sie wußte, von wem es kam. Sie mochte es nicht aufschneiden. Ihr war bange vor dem Inhalt.

Endlich that sie es doch. Keine Überschrift. Als Unterschrift nur seine Initialen.

„Ich muß Sie sprechen. Nur dies eine Mal noch. Ich weiß, daß es so nicht länger geht. Ich kom=

promittiere Sie. Ich verlange alles von Ihnen und gebe nichts dagegen. Kommen Sie — ich bitte Sie — in den Tiergarten, um 9, bei dem Teich, Sie wissen. Ich habe Ihnen so viel zu sagen . . .

Ihr

H. J."

Über Lonny glitt es wie eine schwache Enttäuschung. Sie hatte einen anderen Pulsschlag erwartet. Es war ja immer dasselbe. Auf einmal schlug ihre Stimmung um. Sie sah zärtlich auf das schlechte Papier mit der sehr kleinen, weichen Handschrift, strich kosend darüber hin, küßte es — —

Sie fühlte sich plötzlich ganz ruhig. Ging ins Schlafzimmer und rieb sich mit frischem Wasser über den ganzen Körper ab wie alle Tage. Kämmte ihr Haar, zog sich an und genoß den Thee mit Butterbrötchen, den das Mädchen ihr brachte. Sie that alles mit raschen festen Bewegungen. Dann warf sie noch einen Blick in den Spiegel. Ihr Bild sah ihr daraus entgegen, rotwangig, mit einem kühnen klaren Leuchten im Blick. Sie nickte sich zu und ging hinaus.

Draußen fiel ein feiner warmer Frühlingsregen. Die ganze Luft war erfüllt vom Duft der springenden Blätterknospen. Und so seltsam, so erwartungsvoll still. Die Pferdebahnen klingelten und rollten eilig nach rechts und links vorüber. Die Straßen waren fast leer. Sie ließ die Dorotheenstraße hinter sich und schritt quer über den Fahrdamm. Vor ihr lag der Tiergarten in seinem jungen, über Nacht voll aus-

gesprungenen Grün. Das trockene Lechzen des Vorfrühlings war vorüber. Der wahre Frühling war da mit seiner wohligen, saftigen, befruchtenden Pracht.

Sie wich dem Hauptgang aus und schritt vorwärts durch Seitengänge. Gespannt und ruhig zugleich. Der Regen hatte die Morgenspaziergänger ferngehalten. Kein Mensch war unter den Stämmen zu sehen. Gleich am Eingang war ihr eine hohe schlanke blonde Dame, schwarzgekleidet, entgegengekommen. Aber Lonny ging mit niedergeschlagenen Augen, sog gierig den Duft des erwachenden Lebens ein und bemerkte sie nicht. Die Dame streifte sie mit einem überraschten fragenden Blick, bog dann in eine Parallelallee ein und ging in derselben Richtung.

An dem viereckigen Teiche, auf den sich die Äste der alten Kastanien mit den schwellenden Knospen tief hinabsenkten, schritt ein junger Mann. Lonny erkannte ihn von weitem und hielt sich auf der anderen Seite des Teiches, abwartend, ob er sie bemerken würde. Er ging still für sich, mit einem müden Ausdruck in dem übernächtig blassen Gesicht. In Lonny stieg eine wilde, schmerzliche, ungestüme Zärtlichkeit auf. Sie ging rasch um den Teich auf ihn zu: „Jössing!“

Sein Gesicht hellte sich auf in einem befriedigten Lächeln: „Sie sind gekommen, Fräulein Lauter.“

Er bot ihr den Arm und drückte ihre Hand an sich mit einer Gebärde, als hätte er sie nun sicher und hätte es gut. Lonny machte sich einen Augenblick los, um den Regenschirm aufzuspannen.

„So! Nun sind wir geborgen!“ sagte sie, und schob ihren Arm wieder unter den seinen.

Die blonde Dame war immer noch zwischen den Stämmen sichtbar Sie folgte dem Vorgang mit einem halben Lächeln. Als sie die beiden zusammen weiterschreiten sah, schlug sie einen anderen Weg ein.

Von den Bäumen fiel der Regen in einzelnen schweren Tropfen auf den aufgespannten Schirm. Das welke Laub vom vorigen Jahr raschelte unter ihren Füßen. Der Wald duftete stärker, je tiefer sie in ihn hineinschritten.

Sie gingen schweigend.

Dieses Schweigen wurde Lonny, je weiter sie kamen, je unverständlicher. „Ich habe Ihnen so viel zu sagen . . . ich habe Ihnen so viel zu sagen . . .“ gingen ihr die Worte seines Briefes unablässig im Kopf herum. Warum schwieg er jetzt? Warum immer, wenn sie den Erguß des vollen Herzens erwartete, diese verhüllte Insichgezogenheit, diese geschlossene Hand des Geizigen, oder des Armen . . .?

Es reizte sie mit jedem Schritt, den sie weiter gingen. Der Wald verlor seinen Duft und das junge Laub seine Frische. Es wurde alles grau und alt vor ihren Blicken. Und der warme Frühlingsregen machte sie frösteln wie ein Herbstschauer.

Er ging nur immer und ging, mit ihrem Arm in seinem. Sie fand es thöricht und abgeschmackt, so zu wandern.

„Was haben Sie mir zu sagen?“ fuhr sie plötzlich heraus.

Er machte keine Bewegung. Seine Profillinie blieb ihr zugekehrt wie vorher.

„Was soll ich Ihnen sagen . . .?“ antwortete er mit jener Klanglosigkeit der Stimme, die auf langes Schweigen folgt. „Sie wissen es ja, was ich Ihnen zu sagen habe.“

Lonny nagte mit den Zähnen an der Lippe. Ein weches Gefühl füllte ihr das Herz.

„Was sollen wir jetzt thun?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete er heiser.

Lonny wurde hitzig.

„Ich kann wohl nicht den ganzen Tag hier mit Ihnen herumspazieren,“ sagte sie rücksichtslos.

„Ich bedauere, daß ich Sie gebeten habe, zu kommen.“ Die Worte kamen ebenso leise, wie die ihren laut gewesen waren.

Sie zog schnell ihren Arm aus dem seinen und ging ein paar Schritte von ihm weg. Aber plötzlich fühlte sie die ganze Gebundenheit, die in seiner Antwort lag, die Abhängigkeit, in der er sich befand und für die er nichts konnte, und die Thränen traten ihr heiß und blendend in die Augen.

Was sollte er denn thun? Was konnte er denn vorschlagen? Mittellos, aussichtslos, gedrückt von den Verhältnissen, wie er war.

Sie ging eine Weile und grübelte. Aber es fiel ihr nichts ein.

„O, ich halte es nicht aus!“ stieß sie unwillkürlich hervor.

„Ich auch nicht!" sagte er bitter.

Lonny wurde plötzlich ganz klar und besonnen. Sie sah ihn prüfend an. Dies Wort brachte ihr zum Bewußtsein, daß wirklich etwas auf dem Spiel stand. Sie bemerkte einen Zug in seinem Gesicht und seiner Haltung, der früher nicht dagewesen war, den sie sich nicht erklären konnte und der sie beunruhigte.

„Wo waren Sie diese Nacht?" fragte sie; und schämte sich im selben Augenblick dieser Frage.

Er zuckte mit den Schultern.

„Danach sollten Sie nicht fragen, Fräulein Lonny. Man ist eben, wo man Unterkunft findet. Nach Hause konnte ich nicht mehr. Komme ich auch nicht mehr."

„Da thun Sie recht," sagte Lonny.

Und nach einer Pause:

„Sie sollten überhaupt nicht mit Linäus zusammengezogen sein."

„Ich mußte. Ich hatte kein Geld für ein eigenes Zimmer."

Eine Bank stand am Wege. Sie blieben beide vor ihr stehen, als ob eines vom anderen die Aufforderung zum Niedersetzen erwarte.

„So wollen wir also scheiden?" sagte Lonny, und sah mit brennenden Augen zu ihm auf.

„Ja." Er drückte das Wort mit einem kleinen nervösen Nicken aus. Man sah es an der Bewegung des Mundes, aber man hörte es nicht.

Sie standen beide voreinander, mit zitternden Lippen

und heißen schmerzenden Augen. Dann neigte sich Lonny sachte ihm entgegen und ebenso sachte, fast behutsam, als berühre er einen zerbrechlichen Gegenstand, schlang er seine beiden Arme um sie und beugte den Kopf zu ihrem Munde.

Ihre Lippen fanden sich und blieben aneinander hängen. Es war noch ein erster scheuer Kuß.

Plötzlich fing Lonny an zu schluchzen. Sie verbarg den Kopf an seiner Schulter und weinte ohne Aufhören. Er setzte sie auf die Bank und sich mit ihr und hielt sie stille in den Armen. —

— — — — — — — — — — — — — —

„So," sagte sie und lachte und trocknete sich die Augen, „ist's nun gut zwischen uns?"

„Ja."

„Und klar?"

„Ja."

„Aber was thun wir jetzt?"

„Ja, das ist nicht klarer als vorher."

„Doch. Jetzt gehen wir zuerst und frühstücken."

Sie schlugen den Weg nach den Zelten ein. Dort lagen die Gartenrestaurants vollständig verlassen und öde. Die Kellner erschienen gleich und verbeugten sich auffordernd, wo das Paar vorbeischritt.

Sie fanden eine Veranda, wo man im Freien sein und doch ganz ungesehen sitzen konnte. Bestellten sich Kaffee mit Ei und belegten Brötchen und frühstückten mit bestem Appetit.

Dabei lächelten sie einander stumm an, oder ge=

brauchten indirekte Redewendungen, denn keins wagte sich zuerst mit dem „Du“ hervor.

„Und was thun wir jetzt?“ fragte Jössing, als sie fertig waren. Er sah noch immer nicht recht heiter aus.

„Was hast du?“ fragte Lonny schüchtern. Es kam aber undeutlich heraus, halb in der zweiten Person Singularis, halb im Plural.

„Du weißt ja nicht alles,“ sagte er trübe.

„Sag' alles.“

„Das wird mir eben so schwer.“

„Komm,“ sagte sie. „Gehen wir. Im Gehen sagt sich's leichter. Wird es einmal anders, so ist's vielleicht am besten, es wird auch alles auf einmal anders.“

Sie bezahlten und gingen wieder in den Tiergarten hinein, wo der Regen jetzt rieselte und strömte.

Sie drückten sich eng aneinander unter dem Schirm. Sie hing mit den Augen in den seinen und lockte die Worte hervor mit ihren Blicken.

„Du weißt, ich kam zu meinem Studium nicht durch eigenen Antrieb. Ich wäre lieber Musiker geworden.“

Ihre Blicke sagten, sie wisse.

„Aber was blieb mir übrig. Ich hatte Erlaubnis, zu wählen zwischen Pastor und Arzt. Das erstere war das Beliebteste zu Hause. Na, das war einfach undenkbar. Also Arzt. Und so studierte ich Medizin.“

Ihre Augen sagten: weiter.

„Und so verbummelte ich mich. Ich hatte kein

Weib, an dem ich hängen konnte, — und keine Kunst, in der ich aufgehen konnte. Und von den Surrogaten konnte ich nicht leben."

„Sollst du auch nicht mehr."

„Das sagst du?"

„Ja, das sag' ich. Und das mein' ich auch. Du sollst ein ganzes Leben haben und ganz sein, was du bist. Das andere erträgt kein Mensch."

Als Lonny und Jössing den Tiergarten verließen, da war alles klar zwischen ihnen, — die ganze Zukunft geordnet. Am nächsten Morgen sollte Jössing heimreisen zu seinem Vater. Ihm seinen Entschluß, den Beruf zu wechseln, klar und bündig mitteilen. Ihn um den halben Zuschuß von dem, was er bisher empfangen, bitten, ohne ihn darüber aufzuklären, wo er die übrigen Mittel hernähme. Lonny hatte ein kleines Erbteil mütterlicherseits, das angestrengt ausgenutzt werden sollte. Das Wort Verlobung war nicht gefallen. Ihr Verhältnis zu einander, das war ihr Geheimnis.

Sie gingen heim, Arm in Arm. Unter den Linden begegneten ihnen ein paar bekannte Herren, die Lonny mit einem verwundert ihren Begleiter streifenden Blick grüßten. Lonny erwiderte gerade und unbefangen den Gruß und drückte Jössings Arm fester. Das Herz war ihr so weit und froh und sie fühlte nun so klar, wie alles kommen würde. An Jössings ausgesprochen musikalischen Beruf vermochte sie nicht so recht zu glauben. Aber das that auch nichts. Warum sollte

sie ihm die paar Jahre, wo er ganz sich selbst leben konnte, nicht gönnen? Er wuchs sich unterdessen ganz frei und stark, und es war nicht unwahrscheinlich, daß er nachher zur Medizin zurückkehrte. Sie hielt das für das Vernünftigste, aber sie wollte ihm jetzt nicht Vernunft predigen. Das würde genügend wieder von seinen Eltern geschehen. Sie wollte ihn froh sehen, ihn froh machen. Selbst, das wußte sie, würde sie sich bedeutend mehr als bisher anstrengen müssen. Das Geld, das sie zur Verfügung hatte, reichte nicht hin für zwei. Sie würde sich einschränken müssen in ihren Bedürfnissen und mehr arbeiten müssen. Was that das? Sie war dann nicht mehr allein, sie schaffte dann nicht mehr für sich allein. Sie war geliebt und liebte . . .

Zu Hause angekommen, gingen beide in Lonnys Zimmer und ließen sich das Mittagessen hinuntertragen. Linäus war den ganzen Tag über unsichtbar und Jössing konnte seine Sachen in Frieden packen. Er war ausgelassen glücklich. So natürlich froh und ungestüm verliebt, wie sie es gar nicht von ihm erwartet hatte. Er ließ sie nicht in Frieden, jagte und trieb sie aus einer Ecke des Zimmers in die andere, drückte sie dann an die Wand und küßte sie. In den Pausen besprachen sie ihre nächsten Zukunftspläne sehr genau und gründlich. Sie wollten nicht in Berlin bleiben, wo zu viele Menschen sie kannten und zu viele Kommentare über Lonnys seltsame Wahl und Jössings seltsameren Berufswechsel ihnen die Unbefangen-

heit rauben würden. Sie wollten anderswo hingehen, vielleicht nach Paris. Dort würde Lonny auch Gelegenheit zu Korrespondenzen für die Blätter und zur Verwertung neuer Eindrücke finden.

Der Abend kam und die Dämmerung. Sie wurden beide stiller und weicher. Eine schwermütige schmerzliche Trennungsstimmung erfaßte sie und wuchs von Minute zu Minute mit dem Zwielicht. Jössing saß auf dem Sofa und sah zu ihr, die sich von der Seitenlehne zu ihm hinüberbeugte, auf mit heißen Blicken. Ihre Arme lagen um seinen Hals, ihre Wange lehnte an seiner Stirn.

„Wie lange bleibst du weg?“ flüsterte sie.

„Ich möchte am liebsten nicht weg.“

„Doch, doch, du mußt.“

„Also, wenn ich muß: vier Tage.“

„Und du schreibst mir, wann ich dich erwarten kann?“

„Ich schreibe dir gleich, am Tage meiner Ankunft, sobald ich mit meinem Vater gesprochen.“

„Und du sprichst gleich mit ihm?“

„Erst mit Mutter. Sie soll ihn vorbereiten. Er thut alles, was sie will.“

Sie saßen eine Weile schweigend.

„Aber wenn du mich vergißt, da zu Hause, bei den Deinen?“

„Dich?“ Er sah sie mit einem eigenen, schmerzlichen, fast kranken Blick an. „Wer könnte dich je vergessen?“

XV.

Lonny fuhr in der Droschke durch die Chaussee-straße. Sie kam vom Stettiner Bahnhof. Sie lag bequem an der Rücklehne und sah mit halbgeschlossenen Augen auf den Strom von Fahrenden und Gehenden, der sich eilig vorübertrieb, denn es war Ostersonntag und ganz Berlin wanderte aufs Land. Jössing kam gerade zu Ostern heim. Das war sonderbar, daran hatten sie gar nicht gedacht.

Aber ihre Gedanken glitten gleich wieder davon weg und durchlebten noch einmal den Abschied. Sie sah ihn immer wieder, wie der Zug sich in Bewegung setzte, sich hinauslehnen und ihr zuwinken. Immer weiter und weiter glitt er von ihr weg, und immer weiter und weiter lehnte er sich hinaus, damit sie ihn noch sehen konnte, denn er konnte sie in der dunklen Halle schon längst nicht mehr sehen, und schwenkte den Hut mit weit ausgestrecktem Arm. Und auf einmal war er verschwunden. Der Zug hatte eine Biegung gemacht. Sie sah den schwarzen Körper sich schütternd weiter bewegen und immer kleiner werden. Zuletzt

war es nur noch ein schwarzer Punkt. Und auf einmal war nichts mehr da.

Die Sonne brannte heiß nieder auf ihren Kopf, über den sie den Sonnenschirm aufzuspannen vergaß, und die vorüberhastenden Menschen, Droschken, Omnibusse, das Klingeln, Pfeifen, Stampfen, die auf der Friedrichsstraßenbrücke hin- und herrollenden Züge, machten sie schwindlig. Eine unbeschreibliche, angenehme Müdigkeit, ein Bedürfnis nach Ausruhen kam über sie.

Als der Wagen vor ihrer Wohnung in der Dorotheenstraße hielt, mußte sie sich erst besinnen, wo sie war. Die Treppen drehten sich vor ihren Augen, während sie sie hinaufstieg. In ihrem Zimmer war aufgeräumt und die Fenster standen offen. Sie setzte sich aufs Sofa, wo er gestern gesessen, und streichelte die Lehne, an die er seinen Kopf gestützt. Eine unwiderstehliche Schläfrigkeit kam über sie. Ihr Kopf sank an die Stelle, wo der seine geruht hatte, und sie schlief ein in Hut, Handschuhen und Überjacke.

Die Sonne kam um die Ecke herum, schaute ins Fenster und schickte einen Strahl versuchsweise nach dem Sofa aus. Als er nicht zurückkam, folgte ein zweiter nach und ein dritter, bis das ganze Sofa von leuchtender Wärme bestrahlt war. Lonny lag in all dem Licht mit glühenden Wangen und halboffenen Lippen und atmete gleichmäßig und ruhig wie ein Kind.

Die Sonne sah sich das eine halbe Stunde an und noch eine halbe Stunde. Dann zog sie sich wieder

zum anderen Fenster hinaus und wanderte weiter. Und als wieder eine halbe Stunde vergangen war, fing die Schläferin an sich zu bewegen.

Erst rührte sich nur die eine Hand. Dann streckten sich die Füße aus und glitten vom Sofa. Dann kam die andere Hand hervor und rieb die Augen. Und Lonny saß aufrecht und gähnte.

Sie blinzelte nach der Uhr. Jetzt war er auf dem Schiffe von Warnemünde nach Gjedser. In zwei Stunden war er in Masnedsund. Dann eine Stunde Fußwanderung — und er war zu Hause.

Der Sonntag verging ihr wie im Traum. Sie ging aus und begegnete Frau Rätin Miesel, die stolz und breit wie eine kalkuttasche Henne neben Fräulein Kathi hinwackelte, deren Arm ganz öffentlich in dem von Herrn Mertens ruhte. Herr Mertens sah flau aus und hatte von seiner früheren stutzerhaften Eleganz sehr verloren. Lonny schwebte es dunkel vor, daß etwas zwischen den Beiden vorginge, und daß sie noch kürzlich darüber im Pensionat Glossen gehört hatte. Aber es fiel ihr darüber nichts Näheres ein. Sonderbar, wie gelb Fräulein Kathi geworden ist, ging es ihr durch den Kopf, aber auch der Gedanke war schnell verflogen.

Sie mochte nichts denken, nichts wissen, sich um nichts kümmern. Nur ruhen, in einer sonnigen Ruhe. Ihr war so wohl, und so müde. Nun war ja alles klar. Die Spannung des letzten Monats schlug um in eine friedliche, glückliche Apathie.

Der Ostersonntag verging, ohne daß sie wußte, wie sie ihn zugebracht. Der Ostermontag kam und ging ebenso. Nur daß sie nicht geschlafen hatte, sondern den ganzen Tag spazieren gegangen war, im Tiergarten, am Lützower Ufer, sie wußte selbst nicht wo. Überall waren ihr Paare entgegengekommen, meist verliebte junge Paare, — sie hatte das früher nie so bemerkt! Und sie fühlte sich nicht allein, während sie zwischen all den Liebesleuten hinging. Sie ging hier auch zu zweien, obgleich sie einsam ging; im Liebesglück, obgleich keiner es sehen konnte.

Aber gegen Abend, wie die Dämmerung kam, überfiel sie plötzlich eine Unruhe. So heftig, so schmerzlich, daß sie sich hätte hinwerfen und schreien mögen. Was geht vor, was geht vor? fragte es in ihr. Was geht vor, daß mir so angst wird?

Sie hielt es nicht aus auf der Straße unter all diesen glücklichen Menschen, die beisammen waren. Die Unruhe hatte sie plötzlich wie mit Krallen gepackt und gerissen, während sie bei Kranzler eine Tasse Chocolade trank. Sie ging nicht, sie lief nach Hause. Aber wie sie in das leere Haus kam, aus dem alle ausgeflogen waren, und in ihr Zimmer, das kalt und halbdunkel und so unaussprechlich leer und trivial in seiner abgenutzten Pensionselegance vor ihr lag, da fühlte sie es als einen fremden Raum, als hätte sie hier nie gewohnt und könne hier keine halbe Stunde zubringen. Und sie warf die Thür wieder ins Schloß und stand wieder auf der Straße und wußte nicht wohin.

Plötzlich sah sie ein feines blasses Gesicht vor sich mit einem blonden Haar und tiefen dunklen Augen. Sie sah es nur ganz undeutlich, wie in einer flüchtigen Vision. Aber sie fing an zu gehen. Und die erste leere Droschke, die vorüberkam, rief sie an und sagte ihr eine Nummer im Tiergartenviertel. Nach einer Viertelstunde hielt sie vor einer Villa in überladenem Spätrenaissancestil, stieg aus und zog die Glocke.

Ein steifer, vornehmer Diener schloß auf.

„Ja, das gnädige Fräulein war im Garten."

Er folgte Lonny durch das Haus, das leer war und in dem ihre Schritte laut widerhallten. Die Herrschaft war auf der Reise nach Italien und hatte die Kinder mitgenommen. Auf der breiten Freitreppe, die vom Speisesaal in den Garten führte, verließ er Lonny.

Im Garten unter einem blühenden Syringengebüsch saß eine schlanke Dame und las. Ihr Gesicht beschattete ein weißer Gartenhut aus Spitzen, die Hände, in denen sie das Buch hielt, waren bedeckt von langen, weißen, seidenen Handschuhen. Über dem schwarzen Kleide um die Schultern hatte sie einen kostbaren Biberkragen.

Sie sah auf mit ihren ernsten braunen Augen, als sie Schritte auf den Steinen der Treppe hörte, strich sich das blonde Haar, das ihr über die Stirn gefallen war, zurück, und sagte mit warmer Stimme:

„Sind Sie es, Fräulein Lonny?"

„Ja," antwortete Lonny, sie wollte mit einer gewöhnlichen Besuchsredensart fortfahren, aber sie brachte nichts weiter hervor.

Die blonde Dame stand auf, eine schlanke, feine Gestalt, ging ihr entgegen, gab Lonny die Hand und legte ihren freien Arm mit einer fast mütterlichen Bewegung Lonny um die Taille.

„Sind Sie doch gekommen," sagte sie. „Ich habe schon auf Sie gewartet."

Da stieg es in Lonny auf, heiß und unhemmbar. Sie drückte ihr Gesicht an die Brust der Fremden und weinte.

Die andere führte sie zur Gartenbank unter dem Syringenbusch, setzte sich mit ihr und ließ sie gewähren. Als sie merkte, daß Lonny sich zu fassen suchte, drückte sie ihren Kopf beruhigend wieder an ihre Brust, beugte sich ganz an ihr Ohr und sagte leise:

„Ich wünsche Ihnen Glück, liebe Lonny."

Lonny sah mit nassem, rotem Gesicht zu ihr auf: „Was wissen Sie denn?"

„Ach, Sie Kind," sagte die andere mit halbem Lächeln, „als ob Sie was verbergen könnten! Das ist ja gerade das Beneidenswerte an Ihnen, daß Sie nichts mit Besonnenheit thun. Wenn ich Ihren Elan hätte, ich wäre vielleicht auch mit einem jungen armen Menschen im Tiergarten spazieren gegangen — vor einigen Jahren; und geliebt worden! und glücklich oder unglücklich geworden! aber etwas geworden!"

„Sie haben uns gesehen?" fragte Lonny. „An dem entscheidenden Tage?"

„Ja, natürlich," die andere lächelte wieder ihr altes, wehmütig schelmisches Lächeln. „Ich bin dicht

an Ihnen vorübergegangen. Und daß es der entscheidende Tag war, das hielten Sie beide auch nicht verborgen." Sie machte eine Pause. „Und ich wünsche Ihnen Glück," fuhr sie dann fort, „weil ich gesehen habe."

Lonny setzte sich aufrecht und faßte ihre beiden Hände. Und dann ging ihr das Herz über von allem, wie es gekommen war.

Die Blonde hörte ihr stumm zu und nickte dann und wann zustimmend. Und sie nickte auch zustimmend, als Lonny zaghaft von dem Berufswechsel sprach und von dem wunderlichen Plan eines sechsundzwanzigjährigen Mannes, ein fast vollendetes Studium aufzugeben und ein ganz neues anzufangen. „Gerade so habe ich Sie mir gedacht," sagte sie. „Gerade, daß Sie ihn darin stützen, ist für mich die Garantie seiner und Ihrer Liebe. Gerade, daß Sie keinen sicheren Boden für Ihr Bündnis verlangen, macht den Boden unter ihm und Ihnen so fest. Sie, kleine Lonny," sagte sie zärtlich, mit zitternder Stimme, „Sie werden sehr geliebt werden, denn Sie können sehr viel geben." Sie streichelte ihr die Wange. „Und wenn er wiederkommt, dann heiratet ihr?"

Lonny blickte überrascht auf.

„Heiraten," sagte sie und wurde rot. „Davon haben wir noch gar nicht gesprochen."

Die Blonde sah sie forschend an:

„Sie machen mir wohl keine Dummheiten und opfern sich als „Freundin"? Glauben Sie mir, damit

ist noch keinem Mann gedient gewesen. Alle unklaren Verhältnisse bleiben immer eine Pein, etwas Heimloses und tausendfältig Verstimmendes für feinere Naturen."

„Er ist aber zwei Jahre jünger als ich," fiel Lonny ein.

„Und wenn er zehn Jahre jünger wäre," widersprach die andere heftig. „Was thut das, wenn zwei Menschen nur ineinander leben können! Nehmen Sie ihn und halten Sie ihn vor sich selber und vor der Welt. Und seien Sie sicher, Sie dienen ihm so am besten und sich selbst." Ihre Wangen färbte eine fast hektische Röte und ihre Lippen zogen sich über den Zähnen nach innen wie beim aufsteigenden Weinen. „Hätte ich gewagt, was Sie wagen . . ." sie brach ab und streichelte Lonny wieder die Wangen.

Es war ganz dunkel geworden. Der Mond stieg auf als eine feine Sichel und die Luft wurde kalt. Die beiden Mädchen gingen ins Haus und die Blonde wollte Lonny nicht fortlassen. „Es thut Ihnen jetzt nicht gut, allein zu sein."

Das mußte Lonny einräumen. Sobald das Gespräch gestockt und die Aufregung des Erzählens sich gelegt hatte, war die Angst wieder über sie gekommen, heftiger als vorher, mit einem sonderbaren dunklen Hintergrund von Ahnung. Was war das? was ging vor?

Fräulein Bruzelius suchte sie zu beruhigen, so gut sie konnte, und wollte sie die Nacht über bei sich behalten. Das waren nur aufgeregte Nerven, die sich

kalmieren würden, sobald der Brief ankam. Aber der Brief konnte schon morgen früh kommen, darum durfte Lonny nicht bleiben. Oder morgen mittag, oder mit der ersten Nachmittagspost. Sie wußte nicht so genau, wann die Briefe aus Dänemark ankamen. Sie glaubte, es war am Morgen. Aber sie mußte jedenfalls zu Hause bleiben, bis er kam.

Und so schieden sie.

In ihrem Zimmer angekommen, überfiel sie eine grenzenlose Mattigkeit. Sie konnte kaum aus den Kleidern kommen, so schlaftrunken war sie plötzlich. Sie schlief auf dem Stuhl ein, wo sie saß, um sich die Schuhe auszuziehen, sie schlief schon, ehe sie im Bett war.

XVI.

Aber mit dem ersten Morgengrauen war sie wach. Lag und horchte. Noch alles still im Hause. Nach einer unendlichen Zeit schlug eine Uhr vier. Noch konnte sie vier Stunden lang schlafen.

Doch sie schlief nicht. Es summte ihr in den Ohren, es brauste ihr im Kopf, ein nervöses Jucken lief über ihren Körper. Das Kopfkissen war ihr zu heiß, die Decke zu schwer. Keine Ahnung mehr! keine Angst mehr. Eine geduldige, zähe, keinen Augenblick aussetzende Spannung.

So wurde es sechs Uhr; es wurde sieben. Da stand sie auf und machte eine sehr weitläufige und gründliche Toilette mit großer Wasserverschwendung. Fühlte sich erfrischt und glaubte ruhiger geworden zu sein. Um halb acht stand sie auf dem kleinen Balkon ihres Zimmers.

Sie hörte nicht und sah nicht, was auf der Straße vorging. Sie spähte nur nach dem einen blauen Punkt, mit dem kleinen Auswuchs der Posttasche an der Seite, der auf dem linken Trottoir von der Poststation herkommen mußte . . . Und jetzt kam er!

Er kam näher, näher. Verschwand in den Häusern und tauchte wieder auf. Wurde von Begegnenden angehalten und ging über die Straße. Dabei kam er aber immer näher und näher.

Jetzt war er unter ihrem Fenster. Stand und ordnete die Briefe. Sie machte thörichte Versuche, vom dritten Stock die Postmarken zu erkennen. Jetzt ging er hinein.

Sie stand und horchte. Es dauerte so lang, so lang. Da! schwere, gleichmäßige Schritte. Sie kamen näher, näher herauf. Sie lief hinaus und wartete, bis die Klingel gezogen wurde. Aber draußen stand das Dienstmädchen, bürstete die Kleider aus und nahm die Briefe in Empfang.

„Nichts für mich?"

Das Mädchen sah sie noch einmal durch.

„Nein, nichts für Sie, Fräulein!"

Sie ging hinein und blieb mitten auf der Diele in ihrem Zimmer stehen. Alles schwankte um sie.

„Nichts! nichts!

Er hatte nicht geschrieben.

Aber der Brief konnte ja um halb zwölf kommen.

Um elf ging sie zum Frühstück hinunter. Sie zwang sich dazu. Sie wollte nicht so warten.

Am Tische saß Frau Rätin einsam und strahlte. Auf Lonnys Couvert lag ein Brief.

Sie machte eine hastige Bewegung nach ihm. Sah eine fremde Handschrift und keine Briefmarke und bezwang sich. Machte ihn auf und fand eine goldgeränderte Karte.

Kathi Miesel
Arthur Mertens
Verlobte.

Frau Rätin beobachtete die Wirkung mit glänzenden Blicken. Lonny wünschte ihr Glück, ohne ihre eigenen Worte zu hören.

Aber Frau Rätin war befriedigt und mitteilsam.

„Na, es kommt Ihnen wohl nicht ganz überraschend," sagte sie, wie entschuldigend. „Sie werden ja wohl was gemerkt haben. Und wissen Sie, was das beste dabei ist? Mertens giebt die unnütze Studiererei auf. Da kommt doch nichts bei heraus. In der nächsten Woche tritt er in die Kolonialhandlung von seinem Onkel — Sie wissen ja wohl: Hoflieferant Mertens, Ecke der Friedrichs- und Kronenstraße. Der hat keine Kinder. Gute Versorgung für Kathinka, was?"

Kathinka kam eben herein, dickgepudert und schlecht gekämmt. Sie hatte kein Korsett an, und Lonnys Augen blieben unwillkürlich an ihrer Taille hängen, deren frühere berühmte Schlankheit sich in eine ganz imponierende Breite verwandelt hatte. Frau Rätins scharfe Augen fingen diesen Blick sofort auf. Sie lächelte diskret, gleichsam für sich.

Hinter Fräulein Kathi erschien das Dienstmädchen mit der Ragoutschüssel und Herr Mertens in eigener Person. Er nickte seiner Schwiegermama zu, sah gänzlich über seine Braut weg und verbeugte sich flüchtig vor Lonny.

„Fangt doch einmal an," rief Kathi ungeduldig, „ich sterbe vor Hunger."

Herr Mertens zog die Schüssel heran.

„Iß, bis du berstest," sagte er wohlwollend und legte sich zuerst vor.

Die Klingel wurde gezogen.

„Die Post!" rief Lonny unwillkürlich. Ihre Wangen wurden ganz fahl und ihre Hände Eis.

Das Mädchen kam mit ein paar Rechnungen.

Wieder nichts. Und nichts kam mit der Mittagspost und nichts mit der Abendpost.

Der andere Morgen kam und mit ihm der Postbote. Lonny hörte ihn die Treppe heraufsteigen, erst die erste, dann die zweite, dann die dritte, mit seinen schweren gleichmäßigen Schritten. Sie stand nicht mehr auf dem Balkon, um ihn zu erwarten. Sie war gar nicht aufgestanden. Sie saß aufrecht im Bett, blaß, mit angestrengten Blicken, die Hände ineinander gepreßt. Eine Weile verging, wo alles still blieb. Dann stieg er die vierte Treppe hinauf und zog dort die Klingel.

Lonny saß unbeweglich mit starren brennenden Augen. Sie hörte es wie Hammerschläge in ihrer Brust klopfen und wunderte sich, daß ihr Herz so laut schlagen konnte, ohne zu springen.

Die Thür zum Wohnzimmer ging auf. Das Dienstmädchen kam und setzte das Theeservice auf den Tisch. „Hier ist auch ein Brief an gnä'ges Fräulein, soll ich ihn bringen?"

„Nein, gehen Sie nur."

Die Thür nebenan schloß sich.

Lonny sprang aus dem Bett und flog in den Salon. Ja, das war die dänische Freimarke, das war seine Handschrift. Ihre Hände flogen so, daß eine Weile verging, ehe der Brief offen war.

Drei Zeilen — — —

Es flimmert ihr vor den Augen, es hämmerte ihr in den Pulsen — — drei Zeilen!

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, die Augen. Sie mußte sehen können, sehen, was da stand.

„Liebe Lonny!" es war flüchtig, wie verschämt hingekritzelt.

„Ich komme Mittwoch nicht. Du mußt Dich darauf gefaßt machen, Dich in mir zu täuschen."

Die Stube schaukelte um Lonny. Alle Möbel wechselten ihren Platz und zogen in die Runde. Sie hielt sich an der Stuhllehne und schwankte selbst.

So stand sie lange. Bis ein Frostschütteln über ihren ganzen Körper sie weckte. Sie sah um sich mit einem verwunderten leeren Blick. Sah, daß sie im Nachthemd stand, mit bloßen Füßen auf der parkettierten Diele. Sah den Brief auf dem Tisch und wurde auf einmal ganz klar.

Sie warf einen Shawl um, trank einen Schluck Thee und setzte sich, wie sie war, an den Schreibtisch. Schrieb mit ihrer festen, runden Handschrift:

„Was ist geschehen? willigen die Eltern nicht ein? Antwort — und Mut!"

Sie zögerte. Sollte sie kein gutes Wort hinzufügen? Sie setzte die Feder an, sprang aber plötzlich auf. Nein! Und sie sagte laut vor sich hin, ohne es zu hören: „Es ist ja doch alles vergebens."

Dann ging sie ins Schlafzimmer und kleidete sich rasch an. Nahm Hut und Schirm und den Brief und ging aus. Vor dem Bahnhof Friedrichsstraße hielt gerade der Omnibus nach dem Stettiner Bahnhof. Sie stieg ein und rüttelte weiter.

Ein Arbeiter saß in einer Ecke mit verkrüppelten Nägeln an den schmutzigen Fäusten und hustete. Ein Nähmädchen mit einem welken, verwüsteten Gesicht unter einem armselig aufgeputzten Hut hielt einen riesigen, in ein blaues Tuch eingeschlagenen Packen auf den Knieen und betrachtete die ihr Gegenübersitzende mit stumpf zudringlichen Blicken. Wie hatte das Leben so schön und glücklich ausgesehen, als sie mit Jössing vor vier Tagen in der zurückgeschlagenen Droschke diesen selben Weg nach diesem selben Bahnhof fuhr. Und wie war es jetzt häßlich und traurig.

Der Omnibus hielt. Sie stieg aus, ging zwischen ärmlichen hastenden Menschen über den Droschkenplatz die wenigen Schritte nach dem Bahnhof und hinaus nach dem Perron. Reisende kamen mit Trägern und Handtaschen, drängten sich, suchten sich Plätze. Da und dort nahm ein Paar Abschied. Es war alles wie vor vier Tagen. Und war doch alles anders.

Sie warf ihren Brief in die Spalte am Postwaggon. Blieb stehen und sah, wie der Zug abging. Es war

ihr, als nähme sie noch einmal Abschied und jetzt erst wirklich. Und wie der schwarze Punkt in der Ferne immer kleiner und kleiner wurde, und die letzten winkenden Tücher verschwanden, da kam ein Gefühl unsäglicher Verlassenheit über sie. Sie wurde wie zusammengedrückt davon, sie wurde ganz klein darunter. Mit gesenktem Kopf und müden unsicheren Schritten ging sie nach Hause zurück durch das Menschengewimmel.

XVII.

Der Tag verging und der Abend kam und der andere Morgen und der zweite Abend. Und der Frühling wuchs sich immer größer und schöner und es war ein Jubel in der Luft von tausend grünen, leuchtenden Nuancen und tausend hellen leichtsinnigen Vogelstimmen. Und neue Sommerröcke und neue Blumenhüte erschienen zu Scharen auf der Straße. Und neue Hoffnungen erwachten in den Blicken der Menschen.

Lonny ging zwischen allem dem hin mit einem doppelten Sehen und einem doppelten Fühlen. Sie sah dieses ganze Fest um sie herum so scharf und deutlich, wie nie früher in ihrem Leben, und sie sah auch, wie nie früher, daß für sie kein Platz war an der gedeckten Tafel. Sie fühlte ihre Einsamkeit wie tausend spitze Stacheln in ihrem Fleisch und wie den Wundschmerz nach innen fließender Thränen in ihrer Seele. Sie war blaß und mager geworden in diesen wenigen Tagen und ihr sonst so federnder Gang war schlaff.

Diese drei Zeilen, die so dunkel waren und so

wenig sagten, hatten für sie eine Wirkung gehabt wie ein Blitz in der Nacht, der eine ganze Landschaft in ihrer Eigenart plötzlich mit einer Deutlichkeit enthüllt, wie sie nie hervortritt in dem gleichmäßigen Licht des Tages. Sie hatte den Glauben verloren. Er konnte viele und gute Gründe anführen in einem Briefe, der jetzt kommen würde — und sie war ganz sicher, daß einer kommen würde — er konnte ihr die besten herzlichsten, aufrichtigsten Worte schreiben. Es war nicht mehr, was es war. Auf eine dunkle und ihr selbst unerklärliche Weise hatte sein Antlitz und seine Gestalt, wenn sie vor ihr auftauchten, die Wärme des menschlichen Körpers verloren. Etwas wie eine kalte Leichenhand hatte sich ihr aus jenen drei Zeilen entgegengestreckt, und es hatte sie angeweht wie ein Leichengeruch.

Sie konnte sich wohl sagen, daß das Übertreibung war. Daß gar nichts geschehen zu sein brauchte, daß alles zurechtkommen könnte, daß es in den meisten Verhältnissen so ging, die sich deswegen nicht auflösten. Sie konnte es ungestüm, mit einem heißen, brennenden, zehrenden Verlangen wünschen. Aber es war dann eben nicht mehr das! Die Innerlichkeit war dann weg, die freudige, ganze Hingebung. Es stieg eine höhnische Verachtung auf mitten in ihrem Verlangen nach ihm. Und sie machte eine Bewegung mit dem Fuße, als stieße sie nach einem Tier.

Und dann kam es wieder über sie, das Bewußtsein: Jetzt bist du einsam, einsam wie nie früher. Alle sind

zu zweien. Alle geben und empfangen. Aber du bist allein und sollst verdorren. Das wußtest du früher nicht. Aber jetzt weißt du es, wie es ist; denn du hast das andere gekannt. Und dann lebte sie stundenlang in den Erinnerungen ihrer gemeinsamen Ausflüge. Und jede kleine Einzelheit des intimen Zusammenseins stand vor ihr. Und ihre Thränen flossen, unstillbar; wo sie auch war, auf der Straße, oder in ihrer Stube.

Am Sonnabend früh kam der Brief. Er war doppelt frankiert; er war lang. Als sie ihn aufmachte und die Bogen herausfielen, ging es wie ein warmer Sonnenstrahl durch ihre Seele und alles um sie herum schien ihr plötzlich in Licht und Helle zu stehen. Das Zimmer wurde ihr zu eng, die Luft zu gedrückt. Und in einer leichtsinnigen Aufwallung von Freude steckte sie den Brief in die Tasche und ging aus, um ihn unter grünen jungen Blättern und dem Gesang der Vögel zu lesen.

Es war um dieselbe Morgenstunde wie vor acht Tagen, als sie in den Tiergarten trat. Sie suchte eine einsame Bank in einem einsamen Gang und kam in denselben, ohne es zu merken, auf dem sie damals hin- und hergegangen, Arm in Arm und Auge in Auge, in der ersten Seligkeit des Findens.

Zögernd und mit beklommenem Atem zog sie den Brief hervor und aus dem Couvert: bei den ersten Worten, auf die ihr Blick fiel, sank er tiefer und es wurde ihr dunkel vor den Augen.

„Ich erhalte Deinen Brief erst eben und ich

beantworte ihn gleich; im Nebenzimmer des Posthalters, der mir erlaubt hat, hier zu schreiben. Es war nämlich in den zwei letzten Tagen niemand nach Masnedsund gegangen, um die Post abzuholen, weil wir Besuch hatten.

Liebe, es ist nichts geschehen. Ich habe noch gar nicht mit meinen Eltern gesprochen. Sie waren so überglücklich, als sie mich kommen sahen. Sie standen gerade beide auf der Haustreppe und waren eben von einer Fahrt zum Verwalter nach Hause gekommen. Da rief Mutter: „Ist das nicht Johannes?" Sie fragten mich gar nicht, weswegen ich kam; sie glaubten, es sei einfach ein Osterbesuch und waren so dankbar für die Überraschung.

Und das Wohlgefühl, als ich herumging in den alten lieben Räumen und wieder in meinem eigenen Bette schlief! Die Schwestern waren ganz entzückt von meinem jetzigen Aussehen. Helga Sörensen hat sich unbeschreiblich entwickelt und es ist ein Vergnügen mit ihr vierhändig zu spielen. Sie wird nur in einem fort rot.

Die Tage sind mir sehr rasch vergangen. Ich gehe herum und thue nichts und alle pflegen und bedienen mich. Die Eltern wollen, ich solle in Kopenhagen meine Studien beenden und gleich eine Assistentenstelle am Kommunehospital, oder in einer Provinzklinik antreten.

Ich muß Dir etwas eingestehen: es ist eine Veränderung mit mir vorgegangen, ich begreife sie selbst

noch nicht. Es kam gleich, als ich Dich nicht mehr sah, während der Zug mit mir weiterrollte. Ich lag zum Fenster hinausgelehnt, soweit ich konnte, und winkte ins Leere, da ich dachte, Du könntest mich noch sehen. Als ich mich zurückzog und hinsetzte, kam es mir vor, als seist Du gar nicht vorhanden und etwas, was hinter mir lag, sei gar nicht geschehen. Ich war ganz allein im Coupé und konnte diesem Gedanken nachhängen. Und je weiter der Zug mit mir rollte, desto unwahrscheinlicher wurde mir alles, was sich in Berlin zugetragen. Zuletzt konnte ich mich anstrengen, wie ich wollte, ich vermochte Deine Züge nicht mehr vor mich hinzustellen. Ich sah Dich nicht mehr. Und alles, was mit Dir zusammenhing, kam mir vor wie ein Traum, der einem beim Erwachen noch in den Gliedern liegt, aber an den man sich nicht mehr erinnern kann.

Als ich dann hier ankam, da fand ich das Pastorat voller Ostergäste und mußte mithelfen das Haus dekorieren. Und Mutter war wieder so froh, mich zum Vierhändigspielen zu haben, daß ich gar nicht zur Ruhe komme.

Nur am Abend, wenn Lilly mir noch eine Handvoll Cigaretten und ein Buch aufs Bett mitgegeben, kann ich versuchen, mich zu sammeln. Aber alles, was mit Berlin zusammenhängt, kommt mir dann vor, wie eine einzige Hypnotisierung, in der ich mich befunden. Und ich kann mein Verhältnis zu Dir aus diesem Zusammenhang nicht lösen. Es ist, als hätte ein fremder Wille mir den kranken Drang nach Dir geboten, den ich empfand —“

Lonnys Augen sahen nichts mehr. Der Brief sank ihr ganz langsam auf den Schoß und ihr Kopf auf die Brust. Thräne auf Thräne rollte ihr von den Wimpern und tropfte auf das Papier in ihrem Schoß; kalte stumme Thränen.

Und ein Abend kam ihr ins Gedächtnis aus der allerersten Zeit ihrer Bekanntschaft mit Jössing. Er hatte jene Beethovensche Sonate gespielt, die unter seinen Händen ein einziger Andrang der Sehnsucht wurde, und sich dann ihr gegenüber ans Feuer gesetzt und sich mit trunkenen Augen versenkt in ihren Anblick. Und sie hatte sich hin- und hergewiegt im Schaukelstuhl und in dem grausamen Übermut ihrer Unberührtheit im Takte mit dem Schaukeln inwendig geflüstert: „Du sollst mich lieben! Du sollst mich lieben!“

Aber damals, als er das erste Mal geflohen war, da war er zurückgekehrt, um sich desto fester ... und jetzt — — Sie schlug mit der Hand aus wie über eine nicht zu erörternde und nicht der Erörterung werte Sache. Dabei sah sie auf. Und sah gerade in ein paar braune Augen.

Eine lange schlanke Dame im weißen Gartenhut und graubraunen Biberkragen kam den Gang entlang. Unter dem weißen Hut hervor sahen die braunen Augen ihr entgegen.

„Treffe ich Sie schon zum zweitenmal in meiner Allee?“ fragte sie. „Und allein ... und so?“ sie stand vor ihr, beugte sich und sah ihr unter den Hut in die nassen Augen.

Lonny raffte den Brief von ihrem Schoß auf und hielt ihn ihr schweigend hin.

„Soll ich . . .?"

Lonny nickte.

Fräulein Bruzelius setzte sich neben Lonny und fing an zu lesen. Sie las ihn von Anfang bis zu Ende, langsam und gründlich. Sie las ihn erst leise, dann halblaut, so daß Lonny auch den Schluß hören konnte, in dem Jössing versprach, bald wieder zu schreiben. Sie las eine Stelle, worin er Lonny bat, ihm zu bleiben, was sie ihm gewesen war und Geduld mit ihm zu haben, besonders langsam und zweimal, aber Lonny legte ihre Hand über die Zeilen und drückte das Blatt hinunter.

Da sammelte die andere den Brief, faltete ihn, schob ihn ins Couvert und reichte ihn Lonny.

„Sie haben dasselbe erlebt, was ich erlebt habe, was so viele Mädchen erlebt haben, die eine in dieser Form, die andere in jener. Und in jeder ist etwas dadurch geknickt worden. Und das, was in uns zerstört wurde, war unsere beste Mitgift: das Vertrauen in das Glück, in das Leben, in die Aufrichtigkeit des werbenden Mannes. Da stehen wir nachher und sind uns selbst im Wege mit unserem ewigen Zweifel. Und dieses eine Erlebnis färbt sich immer wieder ab auf jedem neuen. Und der Mann, der uns wirklich liebte, fände keine Brücke mehr zu uns, und wir nicht mehr zu ihm."

Während sie sprach, hatte Lonny den Brief genommen und in ganz kleine Stücke zerrissen und in

den Kies zerstreut. Zwei andere Zettelchen, mit derselben Handschrift, die sie in ihrem Korsett getragen, zog sie hervor und machte es mit ihnen ebenso.

„So," sagte sie, „nun ist nichts mehr von ihm da — außer der Erinnerung."

Sie stand auf und Fräulein Bruzelius auch. Sie gingen beide in den Wald, der sich grün hinter und vor ihnen schloß.

„Ich weiß nicht," sagte Lonny, „ich fühle es nicht so, wie Sie. Ich stehe jetzt wieder ganz allein, aber doch nicht so wie vorher. Denn etwas ist in mir aufgesprungen, was das Weib zum Weibe macht — das Bewußtsein lieben zu können. Sehen Sie, das hält unsere Erziehung und unsere eigene Furcht so lange in uns nieder, bis etwas besonderes geschieht, das den Reif sprengt mit einem Krach, in dem wir manchmal selbst zerspringen, aber manchmal kommen wir durch diese gesprengte Thür auch erst in unser Allerheiligstes als Weib."

Fräulein Bruzelius schwieg und sah vor sich auf den Boden.

„Ja, Sie," sagte sie dann und ihre Auge lachten warm und ihr Mund wehmütig bitter, „ich glaube fast für Naturen wie Sie, ist es noch nicht zu Ende."

Das Ungesprochene.

I.

Es war Stille in der Luft.

Die Sonne brach gelb aus grauen Wolken, schien und verdunkelte sich. Der See lag blank wie gewelltes Blech mit einem langen rußschwarzen Streifen in der Mitte, der sich nicht rührte. Eine ferne Abendglocke läutete, bimmelte auf und schwieg, ein Lastwagen rasselte, unsichtbar unter dem grünen Abhang, und das Rasseln verklang. Nichts war mehr zu hören als ein schwaches Summen, wie Bienensummen; aber es schwärmten keine Bienen, es war nur das Blut in den Ohren der Hörerin, das summte. Sie stand auf dem Balkon, eine Frau, die jung war, doch nicht im herkömmlichen Sinne jung, eine Gestalt mit breitausladenden Hüften und ruhiger Haltung, die ein größeres Stück Raum aus der Luft schnitt, als sie körperlich füllte. Ihre stahlgrauen Augen sahen hinaus auf die Schneeberge, aber sie sahen das Landschaftsbild nicht. Sie sahen, ohne zu sehen. Es war eine schwebende Unruhe in ihnen und derselbe Zug lag um den Mund, aus dessen Wölbung Verdruß sprach. Ein Verdruß, der nichts Äußerliches zum Gegenstand hatte, auch nichts Inner-

liches . . . die ganz physische Unruhe des starken Körpers und der spannkräftigen Seele, die beide nach Erregungen und Entladungen verlangen, nach mehr und tiefergreifenden Erregungen und Entladungen als Glück und Unglück sie bieten, über denen die Monotonie hängt wie ein fahlgrauer, verdrossener Himmel.

Auf dem Klapptischchen des Balkons standen ein Kesselchen, aus dem Wasserdampf stieg, zwei Flaschen mit Rum und Arac und ein gefülltes rauchendes Glas. Eine Männerhand mit langen schmalen Fingern drückte darin eben eine Citrone aus. Sie bewegte sich langsam, trotz ihrer mageren weichen Schlankheit, ganz ohne die Nervosität schlanker Hände. Es war eine junge Hand, und sie gehörte einem jungen Mann, der am Tischchen, das Gesicht in die andere gestützt, saß, ein Gesicht, noch jünger als die Hand, in dem alles Ruhe war, der stille Blick der blauen Augen, die nach innen ſahen, und die weiche Linie der starken Lippen, die sich wie bei einem Schlafenden nicht ganz aufeinanderschlossen. Seine Ruhe war voll und ungestört, ein Lauschen, aber nicht auf Töne und Gedanken, kein Lauschen der Erwartung oder Enttäuschung, sondern ein stilles unbewußtes Zuhören dem, was hinter der Erscheinung der Dinge liegt und wispert.

Es war Stille in der Luft, unendliche stillste Stille.

Und der Abend sank.

Sie sprachen nicht miteinander. Aber etwas in ihrer Haltung redete und antwortete, ohne Worte, ohne Blick oder Regung.

Drinnen im holzgetäfelten Zimmer, aus dem die weißen Gardinen wie mattleuchtende Flecken hervorschienen, tickte eine Uhr. Es klang laut und hart in der Stille, als liefe die Zeit auf einem Kieswege davon mit kurzen hüpfenden Vogelschritten.

Die Landschaft fing an zu verschwimmen, ein bläulicher, perlblanker Duft legte sich über sie wie ein dünner Nebel.

Da unterbrach etwas die Stille. Sie war noch immer gleich still, aber etwas war in sie gekommen, undeutlich wie eine Ahnung, die deutlicher wird und wächst. Ganz plötzlich drang ein Knirschen von Schritten daraus hervor, gleichmäßige schwere Schritte eines Gewohnheitsganges, ein Mann tauchte auf, ging auf das Haus zu und streckte eine Zeitung zum Balkon hinauf:

„Guten Abend, Herr Borg."

„Guten Abend, Dickerl, wollen Sie eine Cigarre?"

„Dank schön, Herr Borg."

Ein Zündhölzchen leuchtete auf und gleich darauf zwei glühende Funken.

„Gute Nacht, Herr Borg."

„Gute Nacht, Dickerl."

Der Postbote verschwand, seine Schritte hörten plötzlich auf, als hätte die Erde ihn verschlungen. Aus dem glühenden Punkt auf dem Balkon stieg dann und wann eine runde schöne Rauchwolke. Er bewegte sich hin und her über der Zeitung. Sie raschelte groß ausgebreitet in der Luft und faltete sich zusammen.

Auf einmal sank sie still auf das Balkongeländer und blieb da liegen.

Zwei große Rauchwolken stiegen aus dem brennenden Punkt auf, der scharf leuchtete.

„Haynasch ist tot,“ sagte eine ruhige, etwas belegte Männerstimme.

Die Frau kehrte sich mit einem Ruck um.

„Haynasch?“ — und nach einer Stille — „wir wollten ihn ja noch morgen treffen!“

„Ja, das können wir nun nicht mehr.“

„Wie ist es denn geschehen?“ kam es mit scheuer Stimme.

„Er scheint beim Baden ertrunken zu sein, — mit oder ohne Absicht. Im Eibsee. Mehr steht hier nicht.“ Die Cigarre glühte auf und einige Ringe glitten langsam in die stille Luft . . . Dr. jur. Alfred Haynasch. So hieß er doch?“

„Ja, so hieß er.“

„Nun, dann ist er's also!“

„Laß mich selbst lesen.“

Die Frau nahm die Zeitung, fand die Notiz, stützte beide Ellenbogen auf das Geländer und den Kopf in die Hände, so daß man das Gesicht nicht sah und las — lange. Dann richtete sie sich auf.

„Er hatte doch eben noch eine Berufung als ordentlicher Professor erhalten . . . wohin war es doch?“ man hörte an dem Ton, daß ihre Gedanken abwesend waren.

Der Mann schien es auch so aufzufassen. Er saß unbeweglich und antwortete nicht.

„In W. konnte er es nicht ertragen, zu sein, das sagte er oft," fuhr sie fort, „und dort wollte er auch durchaus nicht hin . . . und nun dies plötzliche Ende . . ."

Der Mann rauchte und schwieg.

Es folgte eine lange Stille. Die Frauengestalt stand wie ein großer schwarzer Schatten aufgerichtet gegen den Himmel. Der Nachglanz der Abendröte strömte von Norden her zum offenen Thal herein wie ein gelbroter Feuerschein, darunter aber schob sich eine kaltgraue Wolkenschicht nach oben.

Der Abendwind fuhr mit einem pfeifenden plötzlichen Stoß über den Balkon. Die Frau schauerte mit einem Zittern durch ihren ganzen Körper zusammen.

„Es ist mir eigentlich lieb," fiel es ihr von den Lippen.

Die nach innen gewandten Blicke des Mannes richteten sich auf sie, groß und voll.

„Dir?" er knipste die Asche von seiner Cigarre. „Was macht's dir eigentlich?"

„Ich brauche ihn nicht mehr zu sehen!"

„Es ist etwas daran," sagte er nachdenklich. „Mir geht es auch so!"

Sie sah aus den Augenwinkeln nach ihm mit einem eigenen Blick.

„Nun, du und er . . . Ihr wart nicht eben intim miteinander."

„Ja — du und er . . . er lief dir ja eigentlich nach."

Sie hatte eine der Geisblatt-Ranken, die auf den Balkon herabhingen, ergriffen und spielte damit.

„Er wollte auch etwas von mir,“ kam es abgewandt.

„Er wollte etwas von dir?“

„Ja.“

„Was wollte er von dir?“ Die Stimme des Mannes war unverändert, aber seine Augen weiteten sich und griffen sie mit einem Blick, der sich um sie schloß wie eine eiserne Klammer.

„Ich weiß nicht, was er von mir wollte.“ Sie spielte weiter mit der Ranke, riß sie plötzlich ab, daß das ganze Ästegeflecht schütterte, schleuderte den abgerissenen Zweig weg und trat in die Stube, wo sie mit raschen unruhigen Schritten hin- und herging.

„Wenn ich es nur wüßte,“ sie trat in die Thür und sprach wie vor sich hinaus: „Er wollte etwas von mir, das weiß ich . . . jedesmal, wenn wir allein waren . . . Ich las es in seinen Augen, ich fühlte es in seinem Wesen, wenn er neben mir saß oder ging . . ein Wesen, das sich an mich drückte, das anklopfte, wie an eine verschlossene Thür . . . etwas besonderes in seinen Augen war es . . .“

„Er hatte nun sehr merkwürdige Augen . . . runde spähende Vogelaugen . . .“

„Ja, er hatte Finkenaugen,“ sagte sie obenhin. „Aber es war nicht der Blick, es war das, das dahinter stak — und hervorwollte . . .“

„Du warst auch nicht ruhig, wenn ihr zusammen wart . . . ich habe es bemerkt.“

„Vielleicht; kann sein. Ich bin nicht von Holz . . . aber das war es nicht bloß, was du jetzt andeutest . . .

es war etwas mehr . . . etwas dahinter . . . ich habe diese Augen auch nicht allein an ihm gesehen."

Sie schauerte wieder, plötzlich und stark. Er streckte den Arm aus und zog sie an sich und hielt sie so, mit dem einen Arm sie umfassend, mit dem andern ihren Kopf an seine Wange drückend.

„Du bist aufgeregt," sagte er beruhigend und strich ihr mit leiser Hand von den Schläfen zum Kinn hinab. „Dieser Tod erschüttert dich . . . Man hat einen Menschen gekannt, man hat Anteil an ihm genommen und seinen Anteil gefühlt, man hat sich gewöhnt an derselben Stelle, zu derselben Stunde mit ihm zusammenzutreffen . . . und jetzt ist er plötzlich weg, der Platz, wo er saß, ist leer . . . er wird nie mehr wiederkommen, er fault irgendwo unter der Erde . . . Übrigens," sein Ton schlug um, „um Haynasch ist es mir nun eigentlich nicht leid, er war mir eher unangenehm. Es war eigentlich etwas Undurchsichtiges an ihm, etwas, wie soll ich sagen . . . als ob er nicht ganz reine Papiere hatte . . ."

Sie ließ sich streicheln und sah starr hinaus.

„Das schien mir auch so. Er hatte etwas zu verbergen. Oder er schlug sich mit etwas herum, was er nicht loswerden konnte. Ob es nun etwas Eingebildetes, oder etwas Wirkliches war — ein Flecken auf seiner Seele, irgend ein Lebensverhältnis, das er geheim hielt . . . oder eine fremde, vielleicht bloß angelesene Fingerspur auf seinem Vorstellungsleben . . . Aber es war etwas, das ihn inwendig scheu machte, trotz seiner routinierten geselligen Formen . . ."

„Ja, ich vertrug ihn nicht!“

„Das *fühlte* er. Er suchte dich auch nicht. Er suchte mich.“

„Bist du dumm, Lonnychen!“

„Ach nein, komme nicht wieder *darauf* zurück! Es war *etwas* davon, aber es war noch etwas anderes. Er wollte sich Luft machen. Er wollte das, woran er trug, aus sich heraushaben, oder er mußte daran zu Grunde gehen. Er wollte es an mich hinsprechen . . . und es blieb doch immer das Ungesprochene . . . er konnte es nicht über sich bringen . . .“

„Warum halfst du nicht nach?“

„Ich?“ Sie machte sich mit einem Ruck aus seinen Armen los und sah ihm gerade ins Gesicht. „Wie konnte ich das als deine Frau?“

„Nun mischst du wieder durcheinander . . .“

„Nein, (heftig) ich mische nicht durcheinander! Was denkst du denn? Glaubst du, ein Mann *kann* einem Weibe, oder *will* einem Weibe sein *ganzes volles* Vertrauen, sein eingestandenes und uneingestandenes Ich dargeben, ohne daß er als der Mann zum Weibe zu ihr sprechen darf und weiß, daß sie sich ihm als Weib erwidert? *Wenn* er das kann, so ist er kein Mann, oder sie kein Weib, oder das Ganze ist ästhetisch-ethische Kümmelspalterei. — Ich werde dir etwas erzählen.

„Es war das letzte Mal, als ich ihn sah. Ich war zur Stadt gefahren, um Bücher für dich von der Staatsbibliothek zu holen. Wir aßen zusammen zu Mittag, zwischen der gewöhnlichen Tischgesellschaft, wo er wenig

spricht, gingen zusammen ins Café und dann nahm ich Abschied, um zur rechten Zeit zum Zuge zu kommen. Ich wollte wegen des weiten Weges in eine Droschke steigen, aber er stand mit dem Bücherpacken unter dem Arm und sah mich an mit einem ängstlichen dringenden Blick und folgte mir nicht nach auf dem Fahrdamm. Da ließ ich das Fahren sein und wir gingen zusammen. Er sprach unterwegs nach seiner Weise über die Unzulänglichkeit der Moral, der Persönlichkeiten, der Anschauungen, der schöpferischen Leistungen unserer Zeit, aber es war ihm gar nicht darum zu thun, er wollte wo anders hin, er wollte in etwas hinein, was sein Persönlichstes, was in irgend einer Weise das Fuchseisen war, worin er festsaß . . ."

„Nun, und du erfuhrst es?"

„Ich fühlte, wie er näher und näher daran herankam, je weiter wir gingen. — Er hätte eigentlich nicht mitdürfen. Es war seine Sprechstunde. Aber er lächelte nur auf seine sonderbare Weise, wie ich ihn daran mahnte. Die Bücher waren schwer, ich wollte sie einem Dienstmann geben. Er lächelte nur wieder und schleppte sie. Der Eisenbahnbau war erreicht. Ich ging in den Wartesaal. Er wich nicht. Er wiederholte fortwährend im Laufe des Gesprächs: ‚Sie könnten es verstehen!' und seine runden, klaren, unstäten Vogelaugen sahen mich dabei mit einem Blicke an, in dem alles gesagt war, alles Ungesprochene in einer Seelenschwingung lag, die sich hingab und bat, daß sie angenommen würde. Nur die Worte, die das was

sagten, waren gleichsam wie auf der Flucht und nicht einzufangen. Der Portier schlug die Thüren auf und rief die Stationen ab. Ich nahm Abschied und ging hinaus auf den Perron. Er nahm Abschied — und folgte mit auf den Perron. Ich stieg ins Coupé — er blieb vor demselben stehen mit dem Fuß auf dem Trittbrett. Und seine Augen ließen nicht los und sein Wesen war eine einzige Mitteilung, und das Gebundene fing an sich zu lösen. Am Ende des Zuges hörte ich die Coupéthüren zuschlagen, er hörte es nicht. Der Schaffner kam vorbei und fragte: ‚Steigt der Herr ein?‘ und ich streckte die Hand aus und sagte: ‚Steigen Sie ein, kommen Sie mit, es wird Ihnen gut thun auf dem Lande‘; und was man sonst sagt, um einen Menschen zu überreden, dem man es ansieht, daß er überredet sein möchte. Er machte eine rasche Bewegung, als würfe er etwas hinter sich, sein Gesicht wurde hell und entschlossen und er schwang sich hinauf in die Thür.

„Ich rückte schon zur Seite, um ihn vorbeizulassen, und dabei entfuhren mir, nach meiner Gewohnheit, dich in alles hineinzumischen, die Worte: ‚Und wenn ich so unversehens mit Ihnen ankomme, wie wird mein Mann sich freuen!‘

„Er zuckte zurück, ich fühlte es ganz deutlich, obgleich er keine Bewegung machte. Der Schaffner hielt schon die Thür in der Hand, um sie zuzuschlagen. ‚Ich kann nicht,‘ sagte er kurzatmig, ‚ich habe vergessen . . . ich muß noch . . .‘ Ich sah ihm instinktiv gerade ins Gesicht, um seinen Blick festzuhalten und in seinen Augen zu

lesen. Aber sie waren gleichsam nirgendwo. Und ehe mir was zu sagen einfiel, war er hinaus und die Thür zugeschlagen. Unmittelbar darauf pfiff der Zug ab."

„Das hast du mir nicht früher erzählt," sagte der Mann.

„Nein. Ich mochte nicht. Es war gewissermaßen nicht mein. Es war ein Stück von seinem Eigentum, das ich nicht weggeben durfte — an keinen."

Der Mann warf die ausgerauchte Cigarre weg und schwieg.

„Ich finde, das hält alles nicht recht Stich," sagte er nach einer Weile. „Wenn du meinst, daß er etwas auf dem Herzen hatte — und dies etwas war kein Antasten meines glücklichen Besitzes deiner geliebten Person —"

„Nein, so war es nicht."

„Nun, warum erleichterte er sich denn nicht in deine intelligente und verständnisvolle Seele ...?"

Sie fuhr auf, daß die Toddygläser klirrten und hüpften.

„Gott, wie dumm du bist! Wie alle Männer dumm sind."

Und dann: „Ich will aber doch ganz ruhig darüber sprechen. Denn ich muß jetzt einen Vertrauten haben, da er tot ist. Ich muß einen zwischen ihn und mich stellen, so daß er nicht mehr an mich herankann. Denn siehst du, wenn so einer weggegangen ist, dann kommt er wieder und wieder ..."

„Hast du das schon früher erfahren?"

„Ja, ich habe es früher erfahren ... und ich erfahre es jetzt wieder ... ich fühle, wie es schon anfängt zu kommen. Erst sind es nur die Augen ... sie stehen plötzlich vor einem, und sehen einen an ... und sprechen ... und können es nicht aussprechen. Und dann streicht der ganze Mensch an einem hin wie ein schwacher Luftstrom. Aber am häufigsten sind es bloß die Augen, die Augen mit dem Ungesprochenen darin ... und jede Einzelheit der äußeren Person ... die Finger an den Händen und die Drehung des Halses ... und ein Lachen ohne das Gesicht dazu ... das taucht alles so auf, blitzschnell und ist wieder weg. Aber die Augen, die stehen da, die schießen zwischen allem Möglichen auf, was man thut ... und es ist wie eine Körpernähe und wie ein Flüstern am Ohr" ... Sie schauerte: „Hu, wie es plötzlich kalt geworden ist. Wollen wir hinein."

„Ich finde nicht, daß es kalt ist."

„Ja, also um darauf zurückzukommen. Ich sagte, es sei das zweite Mal, daß ich dies erlebe. Es ist auch das zweite Mal, daß ich es fühle, als sei ich mit schuld an eines Menschen Tod."

Er griff beruhigend nach ihrer Hand.

„Bist du nicht sehr nervös heute?"

„Schon! das ist ja natürlich. Aber das hat damit nichts zu schaffen. Ich fühle nur heute stärker als gewöhnlich die verborgenen Fäden und Zusammenhänge von Mensch zu Mensch und daß es ein Nichts ist, das den Ausschlag giebt, ob der Faden abreißt und der eine

in die Tiefe stürzt, während der andere ruhig und ohne es zu merken weitergeht. So war es mit Haynasch, davon bin ich überzeugt."

„Ja, ich wiederhole nur, warum also, da du ihm doch entgegenkamst, redete er nicht?"

„Warum?" Sie sah lange hinaus in die Nacht, die anfing undurchsichtig zu werden und schwarz und lautdämpfend um sie herumstand, wie ein dichtes wollenes Gewebe. Dann kam es stockend, wie nach Worten suchend:

„Warum ... ich sagte es schon vorhin. Weil der Mann sich nur dem Weibe ganz und unbedingt ... und unverhohlen geben kann ... ihm auch das geben kann, was vielleicht ein Makel, ein Fleck ... oder ein krankhafter Zug ... oder ein körperlicher Mangel, oder ein Gewissensdruck ... oder eine Schande, oder auch nur das Hineingeratensein in eine Sackgasse ist ... weil er das, was an ihm nagt oder zehrt, nur dem Weibe geben kann, das gleichzeitig sein wird — ganz. Und dafür gab es zwischen ihm und mir keine Möglichkeit. Und das hatte er einen Augenblick lang vergessen. Darum stieg er aus, als ich dich nannte, schwieg und ging."

„Sahst du ihn damals zum letztenmal?"

„Nein. Noch einmal später. Aber er war nicht mehr derselbe. Er war zerstreut. Gezwungen. Eigentlich immerwährend auf dem Sprung, obgleich er nicht wegging. Aber in diesem Nebenmirbleiben war keine Mitteilung mehr. Es war Gereiztes in seinem Ton; als ob er mir etwas nachtrug."

Aus der Stube nebenan fiel ein heller, warmer, gelber Lichtschein breit auf den Balkon. Das Mädchen hatte die brennende Lampe hereingetragen und stellte sie auf den Tisch. Das Licht fiel friedlich auf die alten Kunstgewebe an den Wänden, den breiten Mahagonischreibtisch mit den dünnen geschweiften Beinen, spielte auf den langen Buchenzweigen in der geflammten Valbyvase und legte sich weich und voll auf eine grünliche Radierung von Böcklins Toteninsel an der Wand.

Die beiden auf dem Balkon waren aufgestanden und gingen durch die Thür.

„Du wirst recht haben," sagte der Mann. „Er hatte wohl seinen Entschluß gefaßt, damals schon."

„Kann sein." Sie setzte sich auf die Chaiselongue, den Kopf mit dem krausen Haar gesenkt. „Er trägt nun an nichts mehr. Aber mir hat er's hinterlassen, daran zu tragen, daß es vielleicht nur eines etwas feineren Ohres, nur eines Millimeters von einer Handbewegung bedurft hätte, und er wäre doch nicht gestorben. Und das Leben wäre wieder neu für ihn geworden, wie es neu wird für einen Rekonvaleszenten, der dem Tod ins Gesicht gesehen. Denn wer dem Tode entronnen ist, wandelt gleichsam in einem zweiten Leben und unter neuen Zaubern. Und woran sterben die Menschen? An ihren eigenen Einbildungen — an dem, was sie sich selbst einreden, an dem Ring, den sie selber um sich schlagen und aus dem sie dann nicht mehr herauswissen. Daran sterben die meisten. An ihren Autosuggestionen sterben sie."

Sie legte sich zurück auf die Chaiselongue. Ihr rotes loses Kleid floß über dieselbe.

Durch die offene Thür fuhr ein Windstoß. Etwas flatterte von irgendwo herunter und fiel auf den Teppich. Es war eine kleine Karte. Sie bückte sich und hob sie auf. Sie hielt sie lange und blickte vor sich hin.

„Sieh,“ sagte sie zu dem Manne, der mit den Händen in den Taschen vor ihr auf- und niederging, und hielt ihm die Karte hin. Es war eine Photographie. Ein Frauenkopf. Er blieb stehen.

„Wer ist das?“

„Sie.“

„Sie?“

„Die andere. Sie will auch mit dabei sein. Sie kommt und meldet sich und mahnt.“

Er stand noch vor ihr und sah sie fragend an.

„Jenes andere Erlebnis, von dem du sprachst —“

Sie nickte stumm, wiederholt:

„Jenes andere Ungesprochene. Aber hiermit kenn' ich mich besser aus, als mit Haynasch. Hier *weiß* ich ... dort vermute ich! Und diese ... die nahm sich wirklich und sichtbar und unzweifelhaft das Leben. Und hier hätte ich helfen *können* ... wenn ...“

„Wenn?“

„Ja ... wenn ...“ Sie zuckte die Schultern. „Wir haben so viel Dummes, Angelerntes, wir sind nicht *die*, die wir sind. Unser innerstes echtes angeborenes Wesen liegt wie im Starrkrampfe und redet wie aus dem Traume, und ein anderes, ein gemachtes,

anerzogenes, dummes, fremdes Wesen, das Reflexbild anderer Menschen in unserer Seele, redet und handelt ..."

Er setzte sich neben sie auf das Sofa. „Komm, Lonny, sprich dir's herunter."

„Ja, das will ich!"

Sie nahm seine Hand, streichelte sie und sah auf sie nieder, während sie anfing:

II.

Es war in einer Gesellschaft in Paris, wo ich ihr zum erstenmal begegnete. Wir waren beide fremd in derselben, und wir waren beide aus demselben Grunde hingekommen: weil in diesem Hause alles zusammentraf, was aus Deutschland und Skandinavien Paris zu sehen kam.

Als ich eintrat, waren die meisten versammelt, und es erfolgten die üblichen Begrüßungen und Vorstellungen. Man war nicht natürlich, und man übertrieb gegenseitig die Fremdheit, oder Bekanntschaft, wie immer, wenn sich Menschen, die nichts Gemeinsames zusammenführt, durch eine Zufälligkeit miteinander in Verbindung gebracht sehen.

Ich fühlte, daß mich etwas berührte, daß etwas an mir haftete und mich genierte. Als der Hausherr, der mich herumpräsentierte, eine Wendung machte und mich einer Dame zuführte, die allein in einem Ecksofa saß, glitten ihre Augen von mir weg. Es waren diese Augen gewesen, die auf mir herumspaziert waren, wie Fliegenfüße. Während der paar Schritte, die zu machen waren, sah sie nach der anderen Seite, und erst als die beiderseitigen Namen genannt wurden, wandte sich

mir ein mißtrauischer Blick zu. Etwas in meiner Begrüßung mußte sie gewonnen haben: ihre großen schwarzen Augen wurden plötzlich blank, das lange, strenge Gesicht hell, und sie streckte mir die Hand entgegen mit einer Bewegung, in der der ganze Körper mitfolgte.

Wir hatten gemeinsame Bekannte in einer Stadt, wo wir beide als Fremde gelebt hatten, und wir sprachen beide von ihnen, ohne daß ein direktes Wort über sie fiel. Sie war aufgestanden, als wir uns begrüßten, und wir blieben nebeneinander stehen; lose Sätze glitten hin und her, wie auf Rekognoszierung; wir hatten beide voneinander gehört, und wir suchten beide hintereinander zu kommen. Auf der Oberfläche lag eine gegenseitige Anziehung, die aus unserer Isoliertheit in diesem Kreise entsprang, darunter lag jene Mischung von halben Andeutungen, Blicken, Betonungen, mit denen im Gesellschaftsleben Abwesende besprochen, und durch die sie einander entfremdet und gegen einander eingenommen werden, noch ehe sie sich von Angesicht gesehen. Wir waren beide von unseren gemeinsamen Bekannten voreinander „beurteilt“ worden.

Es schien ihr an gesellschaftlicher Gewandtheit zu fehlen, sie lavierte schwerfällig und mit fast unterstrichener Deutlichkeit. Ich stand unterdessen da und ließ ihre Persönlichkeit auf mich wirken.

Sie war eine Frau, die plötzlich in der Öffentlichkeit bekannt geworden war durch ein einziges Buch, in dem sie sich selbst geschildert hatte. Mir war dieses Buch von einer geistreichen Dame dringend empfohlen

worden, und ich hatte es gelesen, ohne daß es besonders auf mich wirkte. Ich hatte nicht darüber nachgedacht, woran das lag, und hatte es rasch vergessen.

Jetzt, wie sie da vor mir stand, fand ich dieselben harten Konturen an ihrer Gestalt, wie in ihrem Buch. Sie war in schwarzer Seide, sehr lang und schlank, unter dem Rocksaume guckte ein schmaler, perlengestickter Schuh hervor, die langen Arme und langen mageren Hände hielt sie ungeschickt, ihre großen schwarzen Augen unter dichtgezeichneten schwarzen Brauen trafen einen voll und gerade mit einer fast zudringlichen Eindringlichkeit, und es flammte und funkelte auffordernd in ihnen. Das schwarze Haar lag in dichten Locken auf der Stirn und war im Nacken in einen Knoten geschlungen. Sie sah aus wie eine dunkle Flamme auf schwarzem Grund, die gerade emporzüngelt.

Momentweise war sie schön: jene eigentümliche abgezehrte Schönheit des reifen, unbefriedigten Mädchens. Aber sie war verheiratet und Mutter.

Das Eigentümlichste an ihr war der Mund: ein großer, üppiger Mund mit starken Zähnen, zwischen schmalen, hohlen Wangen, ein heißer, bitterer Mund, mit verdrossener Unterlippe und momentweise einem dummen Zug.

Der Hausherr verteilte seine gewohnte Begeisterung über seine neuen Gäste gerecht zwischen ihr und mir. Er hatte sie bei Tisch zu seiner Rechten und mich zu seiner Linken. Er hielt eine Lobrede auf sie und eine Lobrede auf mich. Er gab ihr mit vollen Händen, was

ihr zukam, und mir, an der nichts Apartes war, gab er mit phantasievoller Menschenliebe Hoffnungen ohne Grenzen.

Als man nach Mitternacht aufbrach, sah ich eine gewisse Ängstlichkeit an ihr. Ich selbst hatte Gesellschaft, und wir begleiteten sie zum Spurwagen, der an dem Arc de l'étoile hält. Der Mond schien hell, mit jenem warmen bleichen Silberlicht, das im Frühling einen weißen Florschimmer über die grauen Häuserfassaden von Paris wirft, und der Triumphbogen stand mit seinen zwei massiven Beinen in die Erde gepflanzt, wie ein klotziger Urmensch. Sie ließ sich nur begleiten, bis sie den Spurwagen sehen konnte. Ich sah sie rasch, mit einem zugleich leichten und sich ruckweise vorwärtsschleudernden Gang, über den großen Platz weggleiten wie ein langer grauer Schatten.

Beim Abschied hatte sie mir mit einer Bemerkung über ihre Einsamkeit in der ungeheuren Stadt ihre Adresse genannt.

Als ich sie aufsuchte, konnte ich sie lange nicht finden. Ich geriet in einer Seitenstraße am Boulevard des Italiens in mehrere Höfe, auf eine Hintertreppe, in ein Vorzimmer mit einer Masse Mädchenhüte und Regenmäntel, dann in ein Klassenzimmer, in noch ein Klassenzimmer, die beide leer waren, hörte ein Gewirr schriller Mädchenstimmen aus einem Zimmer, aus dem Essengeruch kam, und traf schließlich auf eine Klassendame, die mich an eine Thür führte und anklopfen hieß. Ich klopfte. Die Thür wurde mit einem Ruck geöffnet,

sie stand in derselben, ihr Gesicht wurde Sonnenschein, ihre Hände faßten und zogen mich hinein, und der Ausruf der Überraschung, mit dem sie mich begrüßte, klang so unbedingt echt, daß ich wußte, ich war willkommen.

Sie wohnte in einem ganz engen Raum, der mehr ein Korridor, als ein Zimmer war. Von einem schmalen grünen Plüschdiwan waren die Laken und das Pfühl, die ihn jede Nacht in ein Bett verwandelten, noch nicht abgeräumt. Auf dem Tisch in der Fensterecke lagen Briefe, Schreibzeug, beschriebene Bogen und ein Packen Korrekturabzüge.

„Ich lese eben die Korrektur zu meinem neuen Buch,“ sagte sie, unterbrach sich, dankte mir, daß ich gekommen war, fragte, ob wir in den Bois de Boulogne fahren sollten, suchte Hut und Überzeug zusammen, stieß sich an den Schränken, die den wenigen Platz einnahmen, fand einen Stuhl, auf dem ich sitzen konnte, und erzählte mir unterdessen, daß dieses Buch ihr großer Schlag sei, das Buch, auf das alles für sie ankäme, das Buch, in dem sie ihre Form gefunden habe, und sie steckte mir gleich die fertigen Abzugsbogen in die Tasche.

Sie sprach kurzatmig und konnte ihre Angst und ihre Hoffnungen über die Aufnahme dieses Buches nicht verhehlen. Ein einflußreicher Zeitungschef, vor dem sie zitterte, und der sie bisher litterarisch ignoriert hatte, würde sich über dieses Buch aussprechen. Ich bemerkte, wie er von dem Augenblicke, da er genannt worden, der dritte in der Stube war.

Wir kamen auf die Straße, nahmen einen Wagen und fuhren in den Bois. Dort stiegen wir aus und promenierten. Sie bewegte sich mit einer fast kokettierenden Leichtigkeit. Sie ging rasch und ausdauernd, mit einer Haltung, die die Härte ihrer Rückenlinie hervortreten ließ, mit schlenkernden Bewegungen ihrer langen Glieder. Ihre Kleidung war diesmal mehr als einfach: ein verschossener, ins Grünliche schillernder schwarzer Regenmantel und ein unmöglicher Glockenhut. Sie schien es zu fühlen und fragte mich, ob es mich geniere, mit ihr zu gehen. Dann wolle sie gern nächstens Toilette machen: sie hätte für sich selbst gar keine äußeren Bedürfnisse, weder in Kleidung noch Wohnung. Aber für die Menschen, auf die es ihr ankäme, richte sie sich so ein, wie die es am liebsten sähen, cynisch einfach, oder ausgesucht raffiniert.

Sie tastete hin und her im Gespräch, um mich auf jene gemeinsamen Bekannten zu bringen, die uns schon bei unserer ersten Begegnung einander nahe brachten und uns zugleich auseinandergehalten hatten. Es war ein Ehepaar, dessen allzu radikale Verschiedenheit und dessen Raubtierverhältnis zu einander stadtbekannt war. Mann und Frau hatten sich aus ihrem Verkehr zwei feindliche Lager gebildet und wandten eine bedeutende Strategie auf, diese Lager in keine anderen als feindliche Plänklerberührungen kommen zu lassen. Ich kannte die Frau, sie verehrte den Mann, Holger Berning, eben jenen einflußreichen Zeitungschef, von dem das Schicksal ihres nächsten Buches abhing.

In der Partei seiner Frau wurde erzählt, daß sie es auf Holger Berning anlege. Das erzählte man von allen Damen, mit denen er verkehrte, und es war die Frage, ob seine Eitelkeit oder die Eifersucht seiner Frau es sich mehr angelegen sein ließ, diese Gerüchte aufrecht zu erhalten. Sie kannte die Frau nicht und wollte Näheres von mir wissen; über dem Fragen aber wurde sie mitteilsam, und allmählich fing das Porträt Bernings an sich unter ihren Händen herauszuarbeiten. Während Zug an Zug sich reihte und ein Zug den anderen beleuchtete, erwachte die Lust des Schilderns in ihr und zugleich jenes centrale Moment in dem Ehrgefühl des Weibes vor sich selbst: das Bedürfnis, gefallen zu können. Sie ließ erraten, daß er sie gesucht habe, oder doch besucht habe, daß sie ihm, einem so einflußreichen Mann, entgegengekommen sei, daß sie es darauf angelegt habe, ihn aus seiner Gleichgültigkeit zu treiben, daß beide miteinander gespielt hätten, oder daß sie doch mit ihm gespielt habe, daß unter dem Stacheln, Necken, Anziehen und Abstoßen er sich mit oder ohne Absicht vergessen und zu nachdrücklich avanciert habe, daß sie ihren Triumph und seine Abweisung handgreiflich genossen, daß sie darauf nach Paris gereist sei...

Während sie das alles mit ihrer tiefen, klingenden, etwas gekünstelt metallischen Stimme in abgerissenen und doch abgewogenen Sätzen hervorstieß, funkelten ihre Augen mit ihrem gerade eindringenden hungrigen Blick, und Hals und Rücken waren eine einzige gerade, harte Linie. Ich ging neben ihr und fühlte etwas wie positive

und negative Elektrizität von ihr ausgehen. Man wurde angezogen von diesem heißen unnüancierten Verlangen, sich des anderen zu bemächtigen, eine andere Seele in sich zu saugen; und man wurde abgestoßen von diesen grobhändigen Versuchen, unterzuzwingen, von dieser leeren Gier, von etwas Dunklem, noch Ungelöstem in der Mischung dieser Natur, wo Schlauheit und Geradheit so unvermittelt, in so eckiger Rohform bei einander lagen. Während sie neben mir ging, hatte ich eine so physische Empfindung, daß sie etwas von mir wolle, als hielte sie mich körperlich mit ihrer knochigen Hand fest, und doch war nichts in ihrem Benehmen, was dieses Gefühl rechtfertigte. Um uns herum stand der Wald in seinen zartesten Frühlingsfarben, und die großen Wellenlinien der Wiesen lagen vor uns wie eine ruhig atmende Brust. Aber ihr langgestrecktes, verhärmtes Profil mit dem schmollenden Mund sah immer geradaus ins Leere, und ihre funkelnden, nie blinkenden Augen drangen in mich hinein wie ein fremder Mensch in eine offengelassene Wohnung.

Sie war immer in Bewegung und wollte alles sehen, wir trafen uns also noch einige Male. Wir wanderten zusammen durch die Katakomben, und ich sah, jedesmal wenn wir an einer Fackel vorüberkamen und ich nach ihr blickte, den bittern, öden Zug in ihrem Gesicht, den die Einsamen haben, etwas wie eine angstvolle Erstarrung, als schlüge sie sich in einem Meer von Einsamkeit herum und spähe nach einer Hand über den leeren Wassern. Später gingen wir in den Park von

Montsouris, und während wir Paris im blauen Lichte vor uns liegen sahen, sprach sie von ihrer Schreiberei.

„Ich habe Stoffe für ein Leben,“ sagte sie, „ich habe Überfluß, ich vergesse nichts. Ich kann mich an Gespräche wörtlich erinnern, die ich gehört habe, mit dem Tonfall und Ausdruck der Sprechenden. Ich mache mir Notizen über alles, ich habe Hefte voller Bruchstücke, die ich später zu Lebensbildern verarbeiten werde. Ich habe ja eben erst angefangen zu schreiben, aber es wird kommen, ich habe Vorrat. Das sage ich auch zu unseren jungen Dichtern, die zu mir kommen: man muß anfangen, man muß das Leben bei den Hörnern fassen. Aber unsere gegenwärtigen jungen Dichter sind keine Männer; sie sind schlaff, sie sind alle schlaff.“

Sie wollte leben. Sie fing jetzt erst an zu leben. Nun sollte sie nichts mehr hindern. Sie hatte sich das Leben untergezwungen und es sich eingerichtet, wie sie es haben wollte. Sobald ein Stoff reif wurde, reiste sie nach Hause zu ihrem Mann, der höhere Amtsperson eines Kreises auf dem Lande war. Es war ein alter Mann mit vielen Kindern, ihren Stiefkindern. Sie und ihre Stiefkinder liebten einander sehr, es war ein echtes Vertrauensverhältnis. Dort hatte sie sich zwei Zimmer nach ihrem Geschmack eingerichtet — sie und ihr Mann sahen sich nur noch beim Mittagstisch — und da arbeitete sie mit einem fanatischen Eifer, der nicht rechts, noch links sah, bis sie fertig war. Dann strich sie ihr Honorar ein — sie hatte große Honorare für die Verhältnisse eines kleinen Landes — und reiste.

Nach irgend einer Hauptstadt: Kopenhagen, Stockholm, Berlin oder Paris. Und dann lebte sie.

Ich sah seitwärts auf diese abgezehrte Gestalt. Lebte ...? Wie lebte sie denn?

Sie griff die Gedankenregung auf, als wäre sie zu ihr gesprochen worden. „Ich bin nicht krank," sagte sie, „aber ich war es. Sehr krank. Viele Jahre lang."

„Wie kam es?" fragte ich.

„Ich hatte einen Mann, den ich nicht sehen mochte — mit dem ich zwei Kinder hatte —, das eine starb, gottlob! Das Unerträgliche in jahrelangem Ertragen ... das kann die besten Nerven zerrütten ..."

„Es war also nervös ...?"

„Ja, nervös. Nicht bloß das allein. Ich mußte in eine Klinik zu einer Kur auf Leben und Tod. Alles versammelte sich, um mir Liebes zu thun. Der Wagen war bekränzt, in den ich gehoben wurde. Voller Blumen, alles stand herum, der ganze Kreis war gekommen, man wußte nicht, was man mir Gutes bezeigen sollte. Aber das war nicht so überraschend. Die innigsten Gefühle, die zartesten Rücksichten offenbaren sich auch in sonst nicht überwiegend empfindungsreichen Menschen, wenn sie einem Lebendigen eine Leichenfeier veranstalten können. Dann wird nichts gespart. Im Lustgefühl des Mitleids erschließen sich Sympathien, Verständnis, Feinfühligkeit; alles versteckte, verborgene, bewußte, unbewußte Leiden sammelt sich zum öffentlichen Fest des Leidens eines anderen. Was sich da mit Aufmerksamkeiten, mit Tröstungen und Beklagungen herbeidrängt,

das kommt, um zu genießen. Und nachher soll man denselben Menschen, den man mit aller Feierlichkeit begraben hatte, auf zwei Beinen herumgehen und einen zum Narren halten sehen! Glauben Sie, das vergißt man mir daheim nicht!"

Sie sprach von ihrem Mann, von ihrem Vater, von ihrer Mutter. Es waren Eltern gewesen, die sich nicht liebten, Honoratioren in einem Provinzwinkel; ihr Mann war ein unangenehmer Mann, ein älterer Witwer und Familienvater, den sie mit achtzehn Jahren genommen, weil ein junger Mann, von dem sie täglich eine Erklärung erwartete, nach Amerika gereist war, ohne diese Erklärung zu machen.

Plötzlich drehte sie den Spieß um. „Nun erzählen Sie von sich," sagte sie. Ihr Ton war aufmunternd gerade, ihre Hand faßte meine mit einer offenen herzlichen Gebärde, um mich auf eine Bank niederzuziehen, ihre blanken schwarzen Augen sahen mich mit aufdringlicher Eindringlichkeit an.

Ein entschiedener Widerwille gegen diese biedere Überrumpelung stieg in mir auf. Ich ging an der Bank vorüber, als ob ich sie nicht sähe, und machte sie aufmerksam, daß es Zeit sei nach Hause zu fahren.

III.

Es war einige Wochen später. Wir hatten uns mehrere Male gesehen, und sie hatte mir ein paar Postkarten mit ihrer runden, auffallenden, festen Handschrift geschrieben, die ungefähr den Inhalt hatten: ich mache keine Phrasen, aber man hat zu mir Vertrauen. — Es sollte ein nationales Fest der Ausländer in Paris auf der Seineinsel bei Meudon stattfinden, wo ungefähr derselbe Kreis, in dem wir uns kennen gelernt, sich zusammenfand. Man nahm freiwillig teil. Ich wußte davon und schickte ihr Nachricht.

Sie kam; ganz in Schwarz mit Geschmack gekleidet. Die Stimmung war flau, man ging auf der Insel umher und wußte nicht, was man machen sollte. Es war ein sehr großer Dichter anwesend, dem entsprechend gehuldigt wurde. Sie begrüßte sich mit denen, die sie kannte, es waren nur die kleinen Leute. Nachdem sie eine Weile wie alle anderen umhergestanden, bemerkte ich, daß sie verschwunden war. Man wollte an die improvisierte Tafel gehen, und ich fühlte meine Verpflichtung, sie aufzusuchen. Ich suchte unter allen Gruppen auf der Insel, sie war nicht da. Ich suchte

weiter und kam bis an eine abgelegene Stelle am Strande. Erst sah ich einige große Steine, wie ich die Böschung hinabging, sah ich sie auf einem Steine sitzen. Das langgezogene Profil zeichnete sich scharf gegen die blaue Luft, die Unterlippe streckte sich schmollend vor; als ich bei ihr war, sah ich, daß ihr Gesicht rot war von Weinen. Ich erschrak. Ein Gefühl eigenen Verschuldens, für das ich keinen Grund wußte, stieg in mir auf. Es war etwas Tragisches an dieser Frau, das von Zeit zu Zeit unbestimmt an einem vorbeistrich, wie der Flügel eines Vogels in der Nacht. Ich forderte sie auf, zum Essen zu kommen.

Sie wollte nicht essen.

Ich bat sie, nicht hierzubleiben.

Sie wollte hierbleiben, oder nach Hause fahren.

Ich fragte, was geschehen sei, was sie bekümmere?

Sie fragte dagegen, warum ich sie hierher eingeladen? Um sie Demütigungen auszusetzen? Sie sei scheu, sie ziehe sich von den Menschen zurück, sie litte unter den Menschen, aber sie litte auch unter dem Nichtbeachtetwerden.

Wer hätte sie nicht beachtet?

Ich erfuhr, daß der große Dichter sie nicht beachtet hatte; ich überredete sie, doch zu Tisch zu kommen und ließ durch einen Bekannten dem großen Dichter einen Wink zugehen, daß noch eine andere Größe im Kreise sei. Zehn Minuten später sah ich den großen Dichter den Zirkel seiner Anbeter durchbrechen und hörte ihn mit lauter Stimme fragen: „Wo ist Frau Wikmann,

Emma Louise Wikmann, unsere vortreffliche Erzählerin?“ Damit ging er auf sie zu. Die schmeichelnden Worte, die er ihr sagte, konnten alle Versammelten hören, denn der große Dichter war zugleich ein lauter Redner. Sie standen und sprachen zusammen; sie strahlte und lächelte wie ein junges Mädchen.

Man saß bei Tisch und trank sich zu, hinüber und herüber. Der große Dichter und ein kleinerer Dichter hatten eine private Mißhelligkeit, die in den Festreden beider mit treffenden Nadelstichen ausgekämpft wurde. Ein junger Halbfranzose, den ich irgendwo früher getroffen, trank mir zu. Sie fragte nach seinem Namen; ich hatte ihn vergessen und rief ihm über den Tisch zu, wie er heiße? „Flipot,“ antwortete er. Sie rief überrascht: „Mit Flipot stehe ich in Korrespondenz!“ (Ich erfuhr später, daß sie wirklich eine unglaublich ausgedehnte Korrespondenz mit Bekannten und den Bekannten ihrer Bekannten hatte.) Er zeigte sich nicht tiefer erfreut über die Begegnung, machte sich nach verschiedenen Seiten unnütz und ging nach Tisch zu einer Dame, über deren Stuhl er in einer neckenden Kurmacherei hängen blieb. Ihre Heiterkeit schwand, die Umgebung fing an sie zu drücken, sie wollte wieder nach Hause. Der dummbittere Zug um ihren Mund wurde schärfer, es stand um sie herum wie unsichtbare Nadeln, die in der Luft zitterten. Da stand die Dame ziemlich plötzlich von ihrem Stuhl und dem daran hängenden Franzosen auf, sagte Lebewohl und ließ sich zum Dampfschiff hinüberrudern, das zur Abfahrt signalisierte.

Frau Wikmann ging nicht mit. Sie blieb, und der junge Franzose kam, und sie hing an ihm mit den heißen Blicken in ihrem strengen Gesicht. Eine Gruppe nach der anderen ruderte hinüber — sie blieb. Er wechselte Kreise und Gruppen — sie war heiter, gesellig und beweglich, wurde bekannt und wechselte auch Kreise und Gruppen. Spät, mit den letzten, kehrte sie in die Stadt zurück.

Seitdem war sie verschwunden. Sie schrieb mir nicht mehr, und ich begegnete ihr nicht mehr. Eines Sonntags, während ich gelangweilt in der sommerleeren Stadt herumschlenderte, fiel es mir ein, sie aufzusuchen. Durch den Hinterhof ging es, die Hintertreppe hinauf, durch die leeren Klassenzimmer. Ich klopfte an ihre Thür, sie öffnete und sah mich einen Augenblick befremdet und nicht angenehm überrascht an. Eine dicke blonde Dame lag auf ihrem Sofa und richtete sich nicht auf bei der Vorstellung. Sie wollten beide gleich in Quartier latin. Die blonde Dame wohnte da. Sie hatten es so amüsant gehabt in den letzten Wochen. Sie war fast täglich bei der blonden Dame, und der junge Franzose wohnte auch da in der Nähe, und sie amüsierten sich alle drei so unvergleichlich zusammen.

Ich war von Paris abgereist, ohne Frau Wikmann mehr gesehen zu haben. Der Sommer war vergangen und der Herbst auch, es war Winter geworden. Ihr Buch war erschienen, und der mächtige Zeitungschef hatte es nicht persönlich besprochen; es war allerdings in seinem Organ angemeldet worden, aber mit der

herabsetzenden Bezeichnung: Damenlitteratur. In ihrer Heimat hatte es eine unerwartete und verdächtige Auszeichnung erfahren, indem eine zopfige Litteraturgesellschaft es eines ausgesetzten Preises würdig fand. Es war ein hübsches Stück Geld und sie hatte es angenommen.

Ich hielt mich wieder in der nordischen Stadt auf, in der ich die Winter zuzubringen pflegte. Eines Abends besuchte ich den Vortrag eines radikalen politischen Redners. Der Saal war überfüllt und ich suchte nach einem Platz. Die Gattin Holger Bernings, des großen Zeitungschefs, war anwesend und winkte mich zur Vergrößerung ihres Hofstaates herbei. Wie ich, dem Eingefangenwerden auszuweichen, den Kopf nach der anderen Seite wandte, sah ich einen Damenhut heftig nickende Bewegungen machen, blickte hin und hatte Frau Wikmanns überrascht frohes Gesicht mit den glänzenden eindringlichen Augen vor mir. Ich wußte nicht, daß sie in der Stadt war, ihre sprechenden Blicke gingen wie ein warmer Strom durch meine in der halbfremden Stadt frierende Seele, aber zugleich hielt mich etwas zurück, — war es, daß ich ganz mechanisch sah, ohne es mit meinem Bewußtsein aufzufassen, daß sie nicht allein war, war es, daß die Augen der Gattin des berühmten Mannes mit jenen ausgestreckten Willenszangen auf mir ruhten, mit denen der eine Mensch die physischen Bewegungen und die seelischen Beschlüsse des anderen Menschen abzulenken vermag. Ich grüßte bloß und tauchte in die Reihen

der zahllosen Köpfe nieder. Ein paar Monate später, im Foyer eines Theaters, sah ich wieder etwas nicken und erblickte sie, in gesuchter Toilette mit starken Farben, an einem Tischchen mit anderen. Aber diesmal war es ganz positiv ihr Gesicht, die allzu geöffneten Augen, der angestrengt geistreiche Ausdruck und jener undefinierbare, aus Trotz, Borniertheit, Sarkasmus und Verlangen gemischte Zug um ihren Mund, was mich fernhielt. Der große Zeitungschef war auch im Foyer anwesend, er hatte eben mit mir gesprochen. Der Dunst von verschaltem Bier und Menschen, den ich einatmete, wurde mir plötzlich zuwider, ich ging in den halbleeren Zuschauerraum zurück, wo es augenblicklich nur nach Staub und Gas roch.

Nicht lange darauf geriet ich in einer öffentlichen Soiree in einen Nebensalon und sah Frau Wikmann plötzlich gerade vor mir stehen. Sie stand in einer nicht natürlichen Pose, die eine Hand auf einen Tisch gestützt, mit gesuchter Eleganz gekleidet, gerade in der Mitte des Zimmers. Ich war so plötzlich auf sie geprallt, daß sie sehen und die Reflexbewegung des Grüßens eins war. Im selben Moment empfing ich einen fremden, hochmütig abweisenden Blick wie einen Stoß vor die Brust. Sie blieb unbeweglich stehen. In der entgegengesetzten Ecke des Zimmers saß die augenblicklich offizielle Egeria Holger Bernings mit dem stehenden mokanten Zug um die Mundwinkel in dem kalten blassen Gesicht. Frau Wikmann war also formell in dem Damenkranz um den berühmten Mann

acceptiert und trug seine Farben. Oder wollte sie bloß acceptiert werden?

— — — — — — — — — — — — — —

Eines Tages gegen den Frühling ging ich gerade durch den Korridor der Pension, in der ich wohnte, als geklingelt wurde. Ich ging öffnen und Frau Emma Wikmann stand vor mir. Ich rief überrascht ihren Namen und öffnete ziemlich verwundert und etwas verlegen die Thür zu meinem Zimmer. Sie setzte sich augenblicklich in den Schaukelstuhl am Fenster und sah mich an mit einem so warmen vollen Blick, daß sie mich ganz gewann. Ich sagte irgend etwas über meine Freude, daß sie gekommen sei.

„Ich weiß, daß Sie sich freuen," erwiderte sie, „ich weiß, daß ich willkommen bin. Ich sehe immer an der ersten Bewegung der Menschen, wie sie es meinen und als Sie die Thür aufmachten, da ging das über Ihr Gesicht, worin ich mich niemals irre." Sie fuhr fort, mich anzusehen mit warmen saugenden Blicken, und sie saß, als ob sie nicht wieder fortgehen wollte.

Ich fühlte ihre Gegenwart wohlthuend und ihre Wärme als echt. Ich sagte halb mechanisch etwas darüber, wie sonderbar es sei, daß wir uns so lange vorbeigegangen.

„O ich freute mich so, als ich Sie damals auf der politischen Versammlung sah," erwiderte sie. „Sahen Sie es nicht an meinem Gruß?"

Wir saßen und waren herzlich gegeneinander und sprachen aneinander vorbei. Die feindlichen Kreise,

denen wir ganz zufällig und vielleicht gleich lose angehörten, standen zwischen uns mit ihren durch unerbetene Konfidenzen erkauften Rücksichten und hielten uns auseinander. Es war eine Ehrensache, erwiesenes Vertrauen nicht preiszugeben, und das erste ehrliche Wort, das zwischen uns fiel, mußte andere bloßstellen.

Es fiel kein ehrliches Wort.

Dafür gab es desto mehr Pausen.

Sie saß und schien sich an irgend etwas zu wärmen. Sie war mir nie so sympathisch gewesen wie jetzt. Aus ihrem Innern klang es herauf, wie ein tiefer reiner Glockenton. Einsilbige Bemerkungen fielen über unser Leben während des Winters. Wir wußten beide voneinander, daß wir mehr verbargen, als wir erzählten, aber das störte uns nicht. Sie hatte ihre Erlebnisse gehabt, ich die meinen — wir hatten eigentlich einfach keine Zeit füreinander übrig gehabt und kein Interesse. Jetzt wollte sie wieder nach Paris reisen. Sie war also mit irgend etwas fertig. Ich wußte noch nicht, was ich wollte.

Endlich stand sie auf und nahm Abschied. Ich hielt sie nicht, aber sie blieb von selbst stehen. Es war etwas Zögerndes in ihrem Wesen, etwas Insichversinkendes.

„Wann kommen Sie wieder?“ sagte ich, eigentlich um etwas zu sagen.

„Nein, kommen Sie zu mir,“ versetzte sie. „Kommen Sie heute noch. Ja, Sie kommen heute abend. Wir haben kleine Abende, ich bin immer eingerichtet.

Ich wohne im Centralhotel. Ich wohnte erst in einem Privathause, aber da hielt ich es nicht aus. Ich muß Menschen um mich haben. Heute habe ich wieder meinen Abend. Sie kommen, ja?"

„Nein, ich kann nicht," antwortete ich. „Ich habe etwas anderes vor. Aber ich besuche Sie ein anderes Mal."

Ich wußte selbst nicht, warum ich das sagte. Ich hatte nichts anderes vor. Und ich hatte eigentlich Lust, aus dem Zirkelgang um dieselben Gedanken und Wünsche, dem ich in der letzten Zeit verfallen war, herauszukommen. War es, weil ich eine Begegnung mit Menschen, die mir unangenehm waren, bei ihr fürchtete? Oder war es, weil mir ihr Wohnort zuwider war? Das Centralhotel war ein Hotel zweiten Ranges, eins jener Hotels, in dem die Zimmermädchen nicht für ihre Dienste bezahlt werden, sondern selbst eine monatliche Abgabe für die Erlaubnis, aufwarten zu dürfen, entrichten.

Sie nickte mir zu und ging ohne etwas zu sagen.

Eine Woche später besuchte ich sie. Ein Diener wies mich in ein großes Zimmer im ersten Stock, das mit Teppichen und Draperien, Ziertischchen und Vorhängen so stilvoll, wie das für ein Hotelzimmer möglich, eingerichtet war. Gleich darauf kam sie. Sie sah jung aus, war heiter und gesprächig, und während des Sprechens spielte sie mit einem großen Dolchmesser, das auf dem Tische lag. Sie schien in einem unglaublich ausgedehnten Verkehr zu leben. Dazu schrieb

sie Briefe nach allen Seiten und stand mit der halben Welt in Korrespondenz. Eben hatte sie einen Brief von einem norwegischen Entdeckungsreisenden erhalten. Sie holte ihn hervor und wollte ihn mich lesen lassen. Es dunkelte schon stark und ich stellte mich damit in die Fensternische. In dem Brief war die Rede von einem großen Buch: „Töchter“, das sie schreiben wollte. Der norwegische Entdecker war sehr von diesem Plan hingerissen: kein Mann könne das Weib schildern, nur das Weib könne das Weib bis in seinen Grund verständlich machen; das sei eine Aufgabe, die die Zeit fordere und für die sie die Rechte sei. Aber dann ging es weiter in einem neuen Ton: er warnte sie davor, sich das Leben zu nehmen, ehe dies Werk beendet sei. Er kenne diese Verzweiflungsanfälle, diesen Ekel vor dem Dasein, wer hätte nicht schon zwanzigmal ins Wasser gehen mögen? Etwas schaffen, das sei das Einzige, was dagegen hülfe — und sie hätte jetzt etwas zu schaffen angefaßt, das wert sei, den Tod dafür aufzuschieben . . .

Ich stand und sah ins Blatt und that, als ob ich weiterläse. Aber ich dachte, daß ich jetzt den Brief gleich zurückgeben und daß ich etwas dazu sagen müsse und daß ich durchaus nichts sagen könne, was sie nicht verletzte. Alles, was in dieser Antwort durchblickte, widerstand mir: ihre Ruhmredigkeit mit ungeschriebenen Dingen, ihr intimes Sichvertrauen an einen fremden Mann, ihr Prahlen mit Lebensüberdruß und Selbstmordgedanken, die ganze schlechte dumme Pose . . .

Jemand klopfte an die Thür, sie sprang plötzlich auf und huschte in der Dämmerung davon wie eine schwarze Katze. Ein leises Kreischen, ein Geflüster an der Thürspalte, und sie kam ins Zimmer zurück mit einem bekannten jungen Mann von der Journalisten-jeunesse dorée. Vorstellung; er warf sich ins Sofa, streckte sich erschöpft aus, zerkaute eine Erklärung zwischen den Zähnen, daß er eben von einer Reise komme und fragte nach Neuigkeiten. Sie glitt ebenso unhörbar davon, holte irgendwo von draußen ein paar beschriebene Blättchen, die er mit gerümpfter Oberlippe betrachtete, und machte sich weiter um ihn zu schaffen. Sie war völlig verwandelt; ihr ganzes Gesicht strahlte von Zärtlichkeit, ihre Bewegungen waren leicht und weich, eine halbmütterliche ängstliche Unterwerfung stand wie eine fast sichtbare Atmosphäre um sie herum. Sie war doch so schön in diesem Augenblicke, so anziehend, so Weib, wie es sich nie von dieser eckigen Natur hätte erraten lassen. Der erschöpfte Reisende räkelte sich und sah sehr unterstrichen gelangweilt aus. Sie erhielten beide eine Konversation aufrecht, die sich um allgemeine Dinge drehte. Aber ihre Augen thaten Fragen und gaben Antworten, die eine andere Sprache redeten, als ihre Lippen.

Ich nahm Abschied und ging."

IV.

Die Sprechende hielt plötzlich inne und fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht, drückte die Ballen derselben fest gegen die Augen und blieb so lange sitzen. Dann stand sie auf, streckte den Oberkörper kraftvoll, mit gebogener Rückenlinie, aufwärts, die Finger verschlungen und die Arme über dem Kopf. Ein Augenblick, dann fielen die Arme schwer an den Seiten herab. Sie wandte sich und sah den Mann an, dessen Augen mit einem stillen aufmerksamen Blick an ihr hingen.

„Ach so, du wartest!“ sie strich ihm zärtlich über das schlichte blonde Haar vom Wirbel zur Stirn. „Ich geriet nur in Gedanken darüber, wie anders ich's jetzt habe, gegen damals. Wir waren beide zwei Einsame — sie und ich. Wir waren beide auf der Flucht vor dem Tode in der Leere ... nur jede auf ihre Weise. Sie sprang zu kurz ... ich — —“ sie nahm und küßte seine Hände, „ich wurde von dir aufgefangen. Es ist mir so wunderbar alles dies, jetzt, wo es mir wieder lebendig wird ... Und daß ich dich damals noch gar nicht kannte ...! Aber ich erzähle jetzt weiter.“

Sie blieb stehen, den Rücken an die Wand gelehnt und sah vor sich hinaus. Ihre Augen hingen ohne Blinken an der Böcklinschen Toteninsel auf dem roten Hintergrund der entgegengesetzten Wand.

„Es war Mittsommer. Ich hatte eine Gebirgstour vom Valdresdal zum Gudbrandsdal über Jötunheimen durch Norwegen gemacht und wollte in Christiania übernachten, um am anderen Tag zu Schiff nach Kopenhagen und von da über die Ostsee zu reisen. Es war Abend. Ich saß im Restaurant Grand, aß Butterbrote mit Lachsaufschnitt, trank Christianiabier dazu und blätterte in Zeitungen. Eine deutsche Familie saß mir gegenüber um einen runden Tisch, aß, trank und sprach laut und ungeniert im angenehmen Bewußtsein, nicht verstanden zu werden. Reisende und zu Hause gebliebene Norweger, große, starke Gestalten, gingen aus und ein, und ich stellte Betrachtungen an über die Gradheit ihrer Nasen und die Dünnheit ihrer Lippen. Alle Räume waren voll, der dichte, unter der Decke hängende Tabaksrauch und das Summen und Brummen der Stimmen machte einen schläfrig und betäubt. Ich nahm mechanisch eine Zeitung nach der anderen auf und legte sie zur Seite . . .

Da sah ich einen Namen über einem Artikel: Emma Louise Wikmann . . . und dahinter ein Kreuz — — Es war ihr Name; sie war tot. —

Ich fühlte es, als ob ich einen starken Schlag vor die Brust empfinge und gleich darauf, als hätte ich mit Schuld an ihrem Tode. Und im selben Augenblick

sah ich sie vor meiner Thür stehen und hörte sie sagen: ich weiß, daß ich willkommen bin — — Weshalb war sie damals gekommen?

Die deutsche Familie lachte, ich hörte einen Bierwitz wiederholen, ein rothaariger Norweger ging an mir vorbei, kehrte um und fragte, ob er die weggelegten Blätter nehmen könne? Ich schob sie ihm hin, er grüßte verbindlich, ich dankte höflich — — aber in mir sagte etwas hartnäckig: du bist auch schuld daran. Ich fing an zu lesen: Die beliebte, so rasch berühmt gewordene Frau Wikmann ... auf der Höhe ihres Talents, im besten Alter . . . ja, es war richtig, sie hatte sich das Leben genommen! — —

Ich las die Zeitung auf und nieder — — nein, da stand nicht viel. In der Stadt, wo sie den Winter verbracht hatte, im Centralhotel, wo ich sie zuletzt getroffen, hatte das Zimmermädchen sie eines Morgens, als sie ihr wie gewöhnlich den Thee ans Bett bringen wollte, tot vor demselben liegend gefunden in einer Lache von Blut. Sie war erst neulich von einem vierzehntägigen Ausflug nach Paris zurückgekehrt. Auf ihrem Schreibtisch lagen versiegelte und adressierte Briefe, fertige und unfertige Aufzeichnungen — — man hatte Licht in ihrem Zimmer gesehen bis gegen fünf Uhr morgens . . .

Wie war sie gestorben —? warum war sie gestorben —?

— — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später war ich in der Stadt, in der

sie gestorben war. Am Tage vorher war sie beerdigt worden. Ihr Porträt sah aus allen Schaufenstern die Vorübergehenden an, in steifer Haltung, mit selbstbewußtem Blick, den verdrossenen dumm-mokanten Zug um den Mund. Ihre Bücher lagen in allen Buchläden aus. Ihr Schicksal war in aller Mund.

Es wurde gerade ein großes Sängerfest in der Stadt abgehalten. Was Geld, Zeit und Toilette besaß, hatte sich aus den drei Reichen hier Rendezvous gegeben. Die Straßen wimmelten von angestrengt heiteren Menschen. In allen Zeitungen waren Bruchstücke aus ihren letzten Briefen, Anfänge zu Biographien, entschuldigende Nekrologe von litterarischen Freunden und Gönnern in fester Position, verherrlichende Nekrologe von Bewunderern und Anhängerinnen ohne Position.

Aus all diesem Geschreibe trat zweierlei hervor: ihr unersättliches Bedürfnis, andere Menschen mit sich zu beschäftigen, und ihr langes Brüten über einen Tod durch eigene Hand.

Hatte sie ihre ganze Korrespondenz als „litterarischen Nachlaß" und „biographisches Material" betrachtet? War sie dabei mit derselben Überlegung verfahren, wie in der Wahl ihrer Sterbestadt? Eine indiskrete Freundin veröffentlichte in einem gefühlten Nachruf einige Zeilen, in denen sie ihr geschrieben: sie sei eigentlich nach Paris gereist, um sich dort das Leben zu nehmen; aber Paris habe ihr zu groß dafür geschienen; dann sei sie mit dieser Absicht in ihren Heimatort zurückgekehrt, aber der war zu klein; darauf sei sie nach

der Stadt ihrer meisten Erlebnisse gereist, und dort solle es geschehen.

Es geschah zur Zeit des Sängerfestes.

Aber sie hatte so lange an alle möglichen Menschen von ihrem freiwilligen Tode geschrieben, bis niemand mehr daran glaubte.

— Die Luft war voll von herumfliegenden Splittern ihres Lebens wie nach einer Explosion: der eine wußte dies, der andere das. Nach und nach schlossen sich alle Details um einen festen Mittelpunkt, ordneten sich und gruppierten sich in meiner Seele. Ich konnte ihr Leben während seiner letzten Monate und Wochen verfolgen, als wäre ich dabei gewesen, und sehen, wie es sich in rastloser Jagd zu Tode hetzte.

Sie hatte sich selbst verloren und ging herum und suchte sich bei allen anderen und konnte sich nicht finden.

Um das Haupt Holger Vernings, des berühmten Frauenverführers, wob sich dabei eine neue Don-Juan-Glorie. Das war gekommen, nachdem er es überdrüssig geworden war, „in ihren zuckenden Nerven zu wühlen mit dem Seciermesser seines Verstandes und ihre Seele auf dem Seciertisch seiner Beobachtung in ihre Teile zu zerlegen."

So hatte sie geschrieben in einem Briefe, in dem sie sich selbst auseinanderzuzupfen suchte, wie einen verwirrten Knäuel. Der Brief wurde gleich nach ihrem Tode veröffentlicht und zeigte den gefährlichen Mann, der sich bereits in einem Alter befand, wo künstliche Beleuchtung nötig wird, in einem neuen zauberhaften Licht.

Sie hatte von ihm geliebt werden wollen — er hatte sich von ihr lieben lassen wollen; sie hatten einander gegenübergestanden wie zwei Spieler, von denen jeder für den kleinstmöglichen Einsatz den größtmöglichen Gewinn erhofft. Aber für ihn war dieses Spiel ein anregender Zeitvertreib zwischen anderen Beschäftigungen; für sie war es eine Falle, in die sie gegangen war. Nachdem sie ein halbes Leben als bürgerlich honette sich ohne Schwierigkeiten beherrschende Frau verbracht, hatte sie plötzlich und unvermittelt diesem Mann gegenüber, der ihre Eitelkeit reizte, der ihrem Ehrgeiz Befriedigung versprach, der den ganzen Komplex ihrer Berechnungen in Bewegung setzte, die Kleistschen Penthesilea mit dem Aufschrei gegeben: Staub eher, als ein Weib sein, das nicht reizt! Und Holger Berning hatte um sie herumgestrichen mit dem schmunzelnden Behagen der gestreichelten Lüsternheit; er war gekommen und sie hatte ihn empfangen, erst in offiziellen Visiten, dann in traulichem Tête-à-tête, dann in heimlicher Intimität. Dann hatte er, nach bewährter Taktik und wohl auch aus Beweggründen, die nicht Don-Juanisch waren, angefangen zu retirieren, — und sie war ihm gefolgt. Sie hatte die Privatwohnung verlassen und war in das Hotel gezogen, wo die Zimmermädchen für die Aufwartung bezahlten. Sie hatte angefangen sich zu putzen, mit immer feineren Stoffen, deren Berührung eine Liebkosung war, in immer extravaganteren Farben, deren Anblick eine Herausforderung war. Ihr Puritanertum schwand, ihr Geschmack verwandelte sich.

Er war ein Liebhaber von Näschereien — auch auf anderem Gebiet. Sie fing an Stunden in Konditoreien zuzubringen, süße Weine und feines Gebäck standen immer in ihrer Stube für ihn; aber er retirierte. Sie wurde gesellig, sie fing an Umgang zu suchen, wo er verkehrte, sie knüpfte mit der offiziellen Egeria an, sie ließ sich einweihen und nahm teil an den Intriguen seiner Garde von legitimen und illegitimen Gattinnen. Es blieb, wie es war, sie wußte nicht, wo sie ihn hatte. Er redete immer nur von Damen von Welt, die in den Welthauptstädten lebten, und sich um seine Liebe bewarben. Sie kam aus einem Provinzwinkel, aus einem kleinen Lande ... folglich reiste sie nach Paris. Dort lernte ich sie kennen, dort griff sie um sich herum mit den Händen in die Luft nach Erfahrungen, sparte an ihrer Lebensweise und verschwendete in Einkäufen, schrieb um ihm zu gefallen und verrechnete sich, kombinierte Toiletten und rechnete richtig. Aber der Reiz der Spitzen und Parfüms hielt nicht lange vor — Holger Berning ließ sich bei ihrer Rückkunft von neuem anziehen und verschwand von neuem, und sie suchte ihn, fand ihn, sah ihn wieder verschwinden. Da begann für sie eine jener Manien, an denen die Menschen zu Grunde gehen. Sie hatte den gespielten Don-Juanismus des alten Gockels für bare Münze genommen — das war ihr erster Irrtum; ihr zweiter war: sie nahm ihre Eitelkeit für Liebe und ihren Eigensinn für Leidenschaft. Und mit diesen drei Faktoren: Don-Juanismus, Liebe und Leidenschaft fing sie nun an zu dichten, —

ihm zu unendlicher Befriedigung, sich selbst zum Verderben. Einsam wie sie blieb, unbefriedigt wie sie war, in einer künstlichen Atmosphäre gefangen, von deren Zusammensetzung aus durchaus nicht tragischen Elementen sie keine Vorstellung hatte, ohne eigenen Scharfblick, ohne äußere Ablenkungen, verrannte sie sich immer mehr in diese fixe Idee, bis sie darin festsaß und ganz damit bespickt war, wie von Erbsenstroh. Und drunter lag etwas, das in dieser trockenen, reizenden Luft Feuer fing und auflohte — ihr Bedürfnis als Weib. Dies Bedürfnis, um das sie ein Leben lang genarrt worden war, schlug jetzt empor in Anfällen von Lust, Verdruß und Raserei. Eine zehrende Bitterkeit fraß an ihr wie Gift, ungestillter Durst und dumpfer Trotz bohrten ihre Wurmgänge in ihre Nerven. Sie hatte die Fährte verloren, sie wußte nicht mehr, wohin sich wenden, sie wollte weg von dem allen, sie wollte sterben. Sie sah sich selbst in dieser Pose, sie sah sich in einer Handlung, die aller Augen auf sie ziehen würde, sie hörte ihren Namen auf aller Lippen, im Bedauern, im leisen Saitenzittern der Liebe. Noch war es Zeit, noch lag der Abendschimmer der Jugend über ihr. Jetzt war es Zeit zu gehen. Sie schrieb nach allen Richtungen, an den ganzen großen Kreis von Menschen, die sie an sich gezogen, schrieb von ihrem Tode in dem Bedürfnis, sich mitzuteilen, in dem Instinkt Stimmung zu machen und sich den Seelen so stark aufzuprägen, daß die intensiven Lebensschwingungen ihrer Person über ihr körperliches Leben hinauszitterten. Sie schrieb auch

an ihn — einen Brief von jenseits des Grabes. Aber der berühmte Mann hatte durchaus nicht die Absicht, den Schlummer seiner Nächte und die Verdauung seiner Nachmittage unter einer so nervös machenden Erinnerung leiden zu lassen. Er nahm sofort eine Droschke, traf sie noch am Leben und machte mit ihr zu ihrer Zerstreuung einen Ausflug aufs Land mit Frühstück im Freien. Und der Frühjahrshimmel lachte über ihnen und die Knospen sprangen und alles sah anders aus. Spät abends nahm er Abschied von ihr — — und es blieb alles, wie es gewesen. Da wurde der Gedanke des Selbstmordes in ihr zu einem Behagen, zu einer Besessenheit, zu einer Wut, wie ehemals der Gedanke, von ihm geliebt zu werden. Er schwoll aus ihrer Seele über in alles, was sie schrieb, und sie schrieb und schrieb in einer fieberischen Jagd nach der Wollust des Ichgefühls, nach dem Genuß, sich zu ergießen wie ein lang aufgestauter mächtiger See, sich selber zu hinterlassen, wenn sie ginge.

Aber ihre Vernichtungsvorsätze fanden nur eine blecherne Resonanz in den abgestumpften Seelen ihrer Korrespondenten.

Da erfaßte sie eine hetzende Angst; das Leben in ihr kreiste und kreiste und drehte sich um sich selbst im Leeren. Sie flog herum wie die Kreisel, die die Kinder auf der Straße mit Peitschenhieben tanzen lassen. Sie tauchte plötzlich auf bei allen, auch bei den zufälligsten Bekannten, die sie in der Stadt hatte: sie hatte eine Art, wenn sie die Hand gab, sich mit

der inneren Handfläche festzukleben und sich mit heißen Augen anzusaugen, die den Leuten unheimlich wurde; und während sie sich mit allen Gliedern nach den Menschen hinarbeitete, fühlte sie, wie die Kluft zwischen ihr und ihnen sich immer weiter aufriß, und sie sank und sank. Plötzlich, wie sie überall erschienen war, war sie verschwunden. Nach einigen Tagen kamen Briefe von ihr — aus Paris. Dort suchte sie ihre ehemaligen Bekannten auf und fand sie nicht, oder fand sie anders. Ihre Fieberhitze schlug aus ihr hervor wie der Brand einer ansteckenden Krankheit — und sie blieb allein. Rund um sie herum vollzog sich der Prozeß, der sich immer vollzieht in allen großen Krisen und Nöten, in denen es aus dem Menschen heraus nach Menschen schreit, nach Augen, die sehen, nach Seelen, die fühlen, nach Geistern, die verstehen. Es entstand ein großes Fliehen. Es ging von ihr aus, wie eine Warnung, und alles, was sonst teilnehmend, herzlich und feinhörig war, warf einen mißtrauisch abwehrenden Blick nach der Seite, wo sie sich befand — und legte Distanz zwischen sich und sie. Sie glitt wieder weg, wie sie gekommen war, wirbelte umher zwischen den Denkmälern der Kunst in den öffentlichen Ausstellungen und fand, daß es alles Gerümpel war, und nie ein Geist zum andern spricht, wenn er es am nötigsten hat. Und sie reiste heim.

Da saßen ihr alter Mann und ihre vielen Stiefkinder und fielen über die Geschenke her, die sie ihnen mitgebracht hatte und freuten sich. Und der Alte

zwinkerte und fragte, ob sie nun nicht zu Hause bleiben und wieder eine gute Ehefrau werden wolle?

Sie tauchte im Centralhotel auf. Es war leer von Bekannten. Sie schickte an Holger Berning einen Stadtpostbrief: sie sei des Lebens satt, er möchte ein Mensch sein, sie wolle ihn nur noch einmal sehen. Aber ein Don Juan läßt sich nicht zweimal anführen; er kam nicht. Aber der Abend kam; und die Nacht.

Sie aß mit ihren Wirtsleuten und hörte sie ihre eigenen Angelegenheiten verhandeln, „Gute Nacht" wünschen und zu Bette gehen. Später kam das Zimmermädchen zu ihr auf die Stube und brachte ihr den Kaffee, den sie nachts im Ofen hielt, wenn sie schrieb. Sie hielt sie zurück und ließ sie erzählen und sah in ihre großen, spielenden, herausfordernden Augen unter der gelben Stirnmähne. Unterdessen zog sie sich aus und legte sich ins Bett. Das Mädchen fing allmählich an zu gähnen und wurde einsilbiger. Ein Gast in einem der nächsten Zimmer klingelte — sie flog hinaus — —

Da erfaßte sie ein grenzenloser Ekel — vor sich und vor ihr und vor dem Leben und allem. In ihrem Nachttischchen hatte sie ein altes Rasiermesser. Sie zog es hervor und fuhr mit dem Finger über die Schneide — stumpf, aber es mußte gehen! Sie nahm es erst in die eine Hand, dann in die andere, und fuhr sich mit einem Schnitt über die Pulsadern. Dann blieb sie sitzen und wartete Es sickerte nur ganz wenig Blut hervor, und das dauerte ihr zu lange.

Sie griff nach dem Handspiegel, schob die Lampe zurecht und bog den Hals zur Seite. So! aber es schnitt wieder nicht. Da schwoll eine unaussprechliche Raserei in ihr auf, ein brutaler Selbstvernichtungsdrang, eine gemeine Lust am Häßlichen, Widerwärtigen — und wie in einem momentschnellen Blitz flog die ganze widerwärtige Albernheit ihres Lebens an ihr vorüber, sie sprang aus dem Bett, stellte sich aufrecht, zog mit dem Messer einmal über den Hals an der großen Pulsader hinter dem Ohr, noch einmal, noch einmal und feilte, feilte, feilte . . .

Sie stürzte hin, rollte sich auf dem Teppich vor ihrem Bett, streckte sich aus und blieb liegen mit langen, starren, gespreizten Gliedern . . .

So fand sie am andern Morgen der berühmte Don Juan, nach dem die bestürzten, über die Leiche in ihrem Hotel außer sich geratenen Wirtsleute geschickt hatten. Don Juan wurde sehr übel, er mußte sofort hinaus, und wenn er später die Scene schilderte — und er schilderte sie auffallend häufig — weiteten seine Augen sich, als sähe er das Gräßliche vor sich, und er schüttelte sich vor Grauen und Ekel. Und vielleicht war das die Erinnerung, die sie hinterlassen wollte, als sie das Messer in die Hand nahm und sich zerfleischte wie ein ungeschickter Schlächter ein widerstrebendes Tier, vielleicht war das ihre letzte Illusion, daß sie ihn verfolgen wollte als ein fürchterliches Gespenst durch alle seine weiteren Tage und Nächte."

V.

Die Frau richtete sich auf und atmete tief, wie jemand, der mit etwas fertig geworden ist und es hinter sich wirft. Sie hatte erzählt, ohne aufzusehen, ohne ihre Stellung zu verändern, gleichsam unter einem Zwang. Jetzt sah sie sich um im ganzen Zimmer als wäre es neu für sie, stand auf, trank vom Glase ihres Mannes, nahm ihm die Cigarre aus dem Mund und that ein paar Züge daran.

Dann trat sie in die Thür des Balkons und sog begierig die reine Nachtluft ein.

Draußen regnete es. Ein Gewitterschauer ging nieder in starken Strömen. Der kleine Bach in der Schlucht rauschte, der Regen rauschte, die Blätter der Bäume rauschten. Und überall herum gluckste, rieselte und rann es.

Sie stand still, an den Thürpfosten gelehnt und atmete in lauten durstigen Zügen.

Über den Bergspitzen fing der Himmel schon an sich zu erhellen.

Der Mann saß, die Hand mit der Cigarre zwischen den Knien, auf seinem Stuhl am Schreibtisch. Seine Blicke hingen an ihrer Gestalt.

„Ich finde, das alles hat sich sehr folgerichtig und naturgemäß entwickelt," sagte er. „Ich weiß nicht, wie du, oder ein anderer Mensch, da hätte eingreifen können."

„Das wüßte ich auch nicht, wenn es so naturgemäß gewesen wäre, wie du findest. Aber es war nicht so naturgemäß. Nicht ihrer Natur gemäß. Sie war eine Frau wie die meisten. Nicht nervös. Nicht exaltiert. Eine gewöhnliche kräftige gerade enge Natur mit der Naivetät der Unerfahrenen, die Dinge zu ernst und zu wichtig zu nehmen. Darum sah sie in ihrem litterarischen Erfolg und in den Litteraturmenschen, mit denen sie zusammenkam, viel mehr als darin war. Sie wollte aus ihrem bißchen Dichten Profession machen, weil sie andere daraus Profession machen sah, und glaubte an die großen und halbgroßen Größen um sie herum als an absolute Größen. Daß die Größen von hinten leer waren, das sah sie nicht, denn sie kam nie um sie herum. Sie glaubte echten Gefühlen zu begegnen und wollte echte Gefühle erwidern und stimulierte sich in einen gespannten Zustand hinein, weil der zur Sache gehörte. Sie begegnete keinem einzigen echten Gefühl und sie hatte selbst kein echtes, eben weil sie keinem begegnete. Sie hielt für dämonisch, was Routine war und sah einen Don Juan in einem alten Gockel. Sie nahm ein tragisches Ende aus einem burlesken Anlaß. Und sie *fühlte*, daß etwas verkehrt war, sie konnte es nur nicht ausdeuten. Und so drehte sie sich in Todesangst in ihrer Sackgasse in die Runde, rüttelte

an allen Thüren, klopfte an allen Fenstern und bat um Einlaß, Einlaß bei all den Menschen, die hinter diesen Fenstern und Thüren zu ihr hinaussahen. Und die meisten hatten die Formel, die die Verzauberung brechen konnte. Aber keiner sprach sie aus. Und so kam sie auch zu mir. Und auch ich hatte sie. Und auch ich sprach sie nicht aus."

„Warum?"

„Aus demselben Grunde wie alle anderen. Um mich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen. Um mir keine Ungelegenheiten zuzuziehen. Weil ich sie nicht für so aufrichtig hielt, wie sie war. Weil ich anderes zu thun hatte."

„Du hättest es aus Freundschaft thun können."

„Ich hatte keine Freundschaft für sie. Sie hatte keine Freundschaft für mich. Ich war ihr nichts als dem Ertrinkenden der Strohhalm . . .

Aber jetzt kommt sie unversehens und steht plötzlich da mit ihren schwarzen vorwurfsvollen Augen: „Warum sagtest du mir nicht, was du durchschautest und ich nicht? Warum sprachst du nicht zu mir — Weib zu Weib? Warum ließest du mich untergehen?"

„Plötzlich sind sie da, die trüben vorwurfsvollen Augen, die Augen der Menschen, die wir sterben ließen — aus Gleichgültigkeit, aus Scheu vor unangenehmen Folgen . . ."

„Und was wäre hier die unangenehme Folge gewesen —?"

„Daß sie meine Feindin geworden wäre. Sie wäre

am Leben geblieben, denn sie hätte so gut aus der Sackgasse an meiner Hand herausgefunden — sie hatte ja eigentlich einen ganz nüchternen gesunden Sinn. Aber diese Nüchternheit, die nun wieder von ihrem Leben Besitz ergriff, hätte sie mir nie vergessen. Und mit derselben Halsstarrigkeit, mit der sie sich in den Tod hetzte, mit derselben Halsstarrigkeit hätte sie sich an mir gerächt für ihre zerstörten Illusionen."

„Ja, ja." Er stand auf und trat zu ihr in die Thür. Es war still draußen. Der Regenschauer war vorüber. Die Nacht duftete frisch von Gras und Blumen. Aus der abziehenden Wolkenschicht glitt der Mond hervor, groß und rund. Ein langer weißer Lichtstreifen floß über den Balkon. Zwei schwarze Schatten dicht nebeneinander, fast zu einem ineinanderfließend, hoben sich scharfgezeichnet hervor aus der warmen, milchweißen Helle.

Paul Lahrs

Josef Geiger

Roman

Illustrierter Umschlag von F. Wahle

8°. 200 Seiten. Preis 2 Mark 50 Pfg.

Vosmeer de Spie

Eine Leidenschaft

Roman

Autorisierte Übersetzung von Paul Raché

Illustr. Umschlag von M. Slevogt.

8°. 230 Seiten. Preis 3 Mark 50 Pf.

Georg Brandes

Nationalgefühl

Vortrag, gehalten bei der Einweihung der neuen Räume des freisinnigen Studentenvereins in Kopenhagen am 1. Febr. 1894

gr. 8°. 38 Seiten. Preis 50 Pf.

Georg Brandes

William Shakespeare

ca. 10 Lieferungen à 5 Bogen in gr. 8°.

Preis der Lieferung 1 Mark 75 Pf.

Björnstjerne Björnson

Über unsere Kraft

Schauspiel in 2 Teilen

8⁰. 330 Seiten. — Preis 3 M. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Björnstjerne Björnson

Neue Erzählungen

Autorisierte Übersetzung von **M. von Borch**

8⁰. 360 Seiten. Preis 3 Mark. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Martin Langen

Edith

Drama aus dem Ende dieses Jahrhunderts

8⁰. 120 Seiten. Preis 2 Mark.

Frank Wedekind

Der Erdgeist

Eine Tragödie

8⁰. 210 Seiten. Preis 2 Mark 50 Pf.

Theodor Wolff

Niemand weiß es

Schauspiel

8⁰. 48 Seiten. Preis 1 Mark 50 Pf.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Marholm, Laura

Zwei Frauenerlebnisse Novellen

Paris, Leipzig, München 1896